



# Liskor – Erinnern

לזכור

MAGAZIN DER HAMBURGER GESELLSCHAFT FÜR JÜDISCHE GENEALOGIE E.V.

Nr. 023

6. Jahrgang, September 2021, Tischrei 5782



*Joseph Chiel Schwitzer (1878–1943)*

Konservendosenhändler – Seite 5

## Impressum

### Herausgeber

Hamburger Gesellschaft für jüdische Genealogie e.V.

### Redaktion

LEITUNG: Jürgen Sielemann  
KORREKTORAT UND BEIRAT:  
Dr. Jutta Braden,  
Dr. Beate-Christine Fiedler  
LAYOUT: Christian Wöhrl  
DRUCK: Dürmeyer, Hamburg

### Redaktionsadresse

Hamburger Gesellschaft für jüdische Genealogie e.V., c/o Jüdische Gemeinde in Hamburg, Grindelhof 30, 20146 Hamburg  
E-Mail: hgig2011@googlemail.com

### Preis

10,00 €. Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

### Vereinskonto

Hamburger Gesellschaft für jüdische Genealogie e.V.  
Hamburger Sparkasse  
IBAN: DE24 2005 0550 1010 2116 29  
BIC: HASPDEHHXXX

### Eingabe von Artikeln

Unsere Leser sind eingeladen, Artikel zur Veröffentlichung zu senden. Die Beiträge verpflichten ausschließlich die Verfasser. Abdrucke aus dieser Zeitschrift sind nur mit dem Einverständnis der Redaktion gestattet.

### Copyright

© Hamburger Gesellschaft für jüdische Genealogie e.V.  
Liskor – Erinnern.

ISSN 2509-4491

**Titelmotiv:** Joseph Chiel Schwitzer. Foto: Staatsarchiv Hamburg, 332-7 Staatsangehörigkeitsaufsicht, B VI 1926 Nr. 69

## Liebe Leserinnen und Leser,

auch in dieser Ausgabe unserer Zeitschrift werden vielfältige Facetten des einstigen jüdischen Lebens in Hamburg aufgezeigt. Wieder werden bekannte und unbekannt gebliebene Persönlichkeiten mit ihren Familien und ihren Lebensläufen vorgestellt, um die individuelle Vielfalt der damaligen jüdischen Gemeinschaft zu dokumentieren und dem gedankenlosen Stereotyp von „den Juden“ entgegenzuwirken.

Vorangestellt ist ein 1930 veröffentlichter Aufruf, der mit Sicherheit dem Berliner Augenarzt Arthur Czellitzer (1871–1943) zuzuschreiben ist. Er ist als „Vater der jüdischen Genealogie“ in die Geschichte eingegangen und stellte Grundsätze von bleibender Gültigkeit auf.

Der wechselvollen Familiengeschichte eines Hamburger Konservendosenhändlers ist mein Aufsatz über die Familie Schwitzer gewidmet.

Michael Studemund-Halévys Beitrag über türkische Juden verdanken wir einen weiteren Einblick in die Geschichte der sefardischen Juden Hamburgs.

Sylvia Steckmest beschreibt die Geschichte des großen Modehauses Gebr. Feldberg in der Hamburger Innenstadt. Erneut wird die große Bedeutung jüdischer Firmen für die Modebranche Hamburgs deutlich.

Jutta Braden verdanken wir einen anrührenden Artikel über jüdische Hundebesitzer des frühen 19. Jahrhunderts. Um ein denkwürdiges Hamburger Wahlplakat aus dem Jahr 1925 geht es in meinem Beitrag „Das zerbrochene Hakenkreuz“.

In der Hoffnung auf eine weitere massive Eindämmung der Corona-Pandemie und eine dadurch mögliche Rückkehr zu einem ungehinderten Vereinsleben werden unsere Mitglieder demnächst zu einer lange aufgeschobenen Jahresmitgliederversammlung eingeladen. Unseren an jedem Montag stattfindenden Beratungsdienst in unserem neuen Vereinsraum haben wir bereits wieder aufgenommen.

*Mit herzlichem Gruß und guten Wünschen*

*Jürgen Sielemann*

JÜRGEN SIELEMANN

## Zum Gedenken an Arthur Czellitzer

Am 10. Juni 1930 erschien im Gemeindeblatt der Deutsch-Israelitischen Gemeinde zu Hamburg ein Bericht über die Gesellschaft für jüdische Familienforschung. Der ungenannte Verfasser war offensichtlich Dr. Arthur Czellitzer, ein Berliner Augenarzt, der diese Vereinigung 1924 gegründet hatte. 1938 flüchtete er unter Mitnahme seines reichhaltigen genealogischen Forschungsmaterials nach Breda. Dort hoffte er, nach England emigrieren zu können, wurde jedoch am 9. April 1943 in das Durchgangslager Westerbork gebracht, am 13. Juli 1943 in das Vernichtungslager Sobibor deportiert und am 16. Juli 1943 ermordet. Sein reichhaltiges Archiv wurde 1944 von nationalsozialistischen Verfolgern entdeckt und verbrannt. Czellitizers Lebenswerk war vernichtet, nicht jedoch seine Inspiration zur organisierten Förderung der



**Dr. Arthur Czellitzer  
(1871–1943)**

Foto: Leo Baeck Institute

jüdischen Familienforschung.<sup>1</sup> In den 1970er Jahren entstanden in Israel, den USA und vielen anderen Ländern der westlichen Hemisphäre Gesellschaften für jüdische Genealogie nach Czellitizers Vorbild. 1984 fand in Jerusalem das erste internationale Seminar für jüdische Familienforschung statt. Ich hatte damals und bei den folgenden Seminaren die Ehre, mit Vorträgen daran teilnehmen zu dürfen. Zehn Jahre später rief ich zur Gründung der gemeinnützigen Hamburger Gesellschaft für jüdische Genealogie auf. Im Januar 1995 war es dann soweit.

Der folgende Bericht vom 10. Juni 1930 offenbart uns Heutigen Czellitizers Intentionen. Was er anstrebte, wird bis heute weltweit in über 90 Vereinen praktiziert.

<sup>1</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Arthur\\_Czellitzer](https://de.wikipedia.org/wiki/Arthur_Czellitzer), aufgerufen am 14.8.2021

## Die Gesellschaft für jüdische Familienforschung

*Von Arthur Czellitzer*

Die Anteilnahme an der familiengeschichtlichen Forschung ist in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren in weiten Volksschichten außerordentlich gewachsen, in jüdischen Kreisen allerdings nicht in dem Maße, wie es zu wünschen wäre. Das mag daran liegen, dass es bisher an einer Zentralstelle hierfür fehlte. Durch die jetzt bereits 5 Jahre bestehende Gesellschaft für jüdische Familienforschung ist endlich eine solche geschaffen.

Immer und zu allen Orten hat es Juden gegeben, die sich für ihre Herkunft, ihre Vorfahren, ihr Tun und Treiben lebhaft interessierten. So mancher hat Daten und Namen sorglich gesammelt. Noch viel größer ist die Zahl derer, die zu schriftlicher Fixierung niemals gekommen sind, die aber in lebendigem Wort „der Väter gern gedenken“ und versuchen, diese mündliche Überlieferung ins Herz der Enkel zu senken.

Aber trügerisch und vom Zufall abhängig ist das Schicksal solcher Familientradition. Unendlich klein ist die Zahl der jüdischen Familien, die auch nur seit drei Generationen am selben Orte hausen. Stadtleben und Großstadtkultur sind allem, was Tradition heißt und Familiensinn fördert, gar wenig hold. Die Familie wird aufgelöst, ihr Zusammenhang gelockert; sehr oft bleibt die ältere Generation in der Provinz zurück, die Kinder wachsen in der Großstadt auf, ohne ihre Großeltern zu kennen, und die beste Gelegenheit zu lebendiger Anschauung der Vergangenheit geht verloren.

Teilen die jüdischen Familien dieses Schicksal mit allen, auch den nichtjüdischen Großstädtern, so kommt bei ihnen noch hinzu, dass der Glaubenswechsel, die Taufe oder doch die religiöse Indifferenz und Gleichgültigkeit geeignet sind, zwischen Nachfahren und Vorfahren eine kulturelle Kluft zu schaffen.

Das bedeutet aber nicht bloß einen Verlust für das jüdische Individuum, sondern für das ganze Judentum. Wie dem Antaeus der griechischen Sage die Berührung mit seiner Mutter Erde stets neue Kraft verlieh, so zieht die nichtjüdische Welt aus der nährenden Scholle die erhaltende Lebenskraft. Die Städter sterben aus, aber die Städte bestehen durch den Nachzug vom Lande. Von hier fließt dauernd frisches Blut in die Adern jedes Volkstums und befruchtet und erhält seine Kultur.

Anders beim Juden. Seit Jahrhunderten vom Bodenbesitz ferngehalten, ist er dennoch am Leben geblieben. Was ihn erhielt, war seine Familie. Sie musste vieles ersetzen. Sie war die Muttererde, aus der die Fähigkeit wuchs, den Stürmen der Verfolgungen, den Kämpfen des Alltags durch die Zeiten zu trotzen. Sie ist heute für dieses Volk ohne eigenes Land, ohne eigene Sprache, mindestens aber für die vielen, die Ritus und Dogma entfremdet sind, die einzige Klammer geworden, die sie mit ihrem Wurzelboden verbindet und im Judentum festhält.

Wer daran arbeitet, den Zusammenhang der jüdischen Familie zu erhalten und dem ein-

zeln das Interesse und die Kenntnis der Vorfahren zu vermehren, der wirkt nicht bloß für die Erhaltung des Judentums, sondern auch für die Ertüchtigung und Rückenstärkung der nach uns Kommenden, denn der Durchforschung der eigenen Familie wohnt ein kaum zu überschätzender Wert inne für die Erweckung eines gesunden und berechtigten Selbstgefühls.

In der kurzen Zeit ihres Bestehens ist es der Gesellschaft gelungen, ihre Ideen in erfreulichem Maße zu verbreiten. Sie zählt zur Zeit etwa 500 persönliche und etwa 30 korporative Mitglieder. Jetzt gilt es, dahin zu streben, weitere Kreise heranzuziehen. Je größer die Zahl, umso mehr dokumentarisches Material kann erschlossen werden.

Gerade in Bezug darauf bietet sich noch ein weites Feld der Betätigung. Ein ungeheures Urkundenmaterial liegt noch zerstreut, unbeachtet und vernachlässigt herum.

Da ist vor allem das, was in den Familien noch an alten Urkunden vorhanden ist. Über kurz und lang dürfte es verloren sein, wie leider schon so vieles unwiederbringlich dahin ist. Hier gilt es zu retten, was noch zu retten ist.

Dann das unübersehbare Material der sogenannten Judenakten aus der langen, vielhundertjährigen Schutzjudenzeit. Sie liegen in den städtischen und staatlichen Archiven und sind in sehr vielen Fällen noch vollzählig vorhanden. Es bedarf nur ihrer Erschließung. Sie geben über viele Juden der früheren Zeit weitgehende Auskunft.

Da sind ferner die Protokolle über die Annahme der Familiennamen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Es ist also in weitem Maße möglich, außer der Betätigung für die eigene Familie Forschungsmaterial für das Archiv und die Zeitschrift der Gesellschaft zusammenzutragen. In ihr, den „Mitteilungen“, bringt die Gesellschaft stets ein reiches und interessantes genealogisches Material und solches aus den Grenzgebieten der Erbforschung und Eugenik. Die „Mitteilungen“ erscheinen vierteljährlich, doch ist in Aussicht

genommen, sie mit dem Wachsen der Gesellschaft zweimonatlich erscheinen zu lassen und ihren Inhalt zu erweitern.

In dem Familienarchiv ist es gelungen, die überwiegende Mehrzahl aller jüdischen Familienchroniken und zahlreiche Stammtafeln zu vereinigen.

Mit den Mitteilungen verbunden ist ein „Suchblatt“, das Gelegenheit gibt, Rundfragen zu veröffentlichen zwecks Aufschluss über Familienmitglieder oder -beziehungen. Diese Fragen fanden bis jetzt stets Beantwortung, bisweilen aus

weiter Ferne. Bei weiterer Verbreitung des Blattes wird dieser Austausch immer ergiebiger und wertvoller.

So darf die Gesellschaft von sich sagen, dass sie in den wenigen Jahren ihres Wirkens und mit den immerhin bescheidenen Mitteln, die ihr zur Verfügung standen, schon recht Beachtenswertes erreicht hat.

Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Berlin; Vorsitzender ist Dr. A. Czellitzer, Potsdamerstraße 5. Der Jahresbeitrag beträgt 10 RM; Postscheckkonto Berlin 18326.



JÜRGEN SIELEMANN

## Aus dem Leben eines Hamburger Konservendosenhändlers

Blechdosen zur Erhaltung verderblicher Lebensmittel gehören zu den bleibenden technischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts. Als „Konservendosen“ traten sie ihren Siegeszug um 1850 auch in Hamburg an. In den Branchenverzeichnissen der hiesigen Adressbücher begegnen sie erstmals 1855 im Abschnitt „Conserves (haltbare Speisen), Fabriken und Handlungen“. Waren darunter zunächst nur drei Firmen aufgeführt, so kletterte ihre Zahl 1860 auf sieben, 1870 auf 28 und 1880 auf 63. Im Jahre 1910 zählten über 400 Firmen zu dieser Branche. Hergestellt wurden vor allem Fisch- und Krebs-

konserven, Fleischkonserven, Frucht- und Gemüsekonserven.

Im Folgenden wird das Leben eines Kaufmanns nachgezeichnet, der im Kaiserreich und in der Weimarer Republik einen florierenden Großhandel mit Konservendosen aller Art betrieb.

### Briefkopf der Firma

**Gabriel Heymann & Schwitzer, 1917**  
Staatsarchiv Hamburg, 231-7 Amtsgericht  
Hamburg – Handels- und  
Genossenschaftsregister, 1955-99



### Ein Kaufmann aus Polen

Joseph Chiel Schwitzer wurde am 6. März 1878 in der südpolnischen Landgemeinde Mszana Dolna als Sohn des Lehrers Abraham Schwitzer und seiner Ehefrau Roba geb. Lustig geboren.<sup>1</sup> Nach dem Besuch der Volksschule erlernte er in Krakau den Kaufmannsberuf; dann wandte er sich nach Deutschland. Zwischen 1896 und 1905 lebte er in Frankfurt a. M., Bremen, Wilhelmshaven und Posen. Im August 1905 meldete er sich aus Danzig nach Hamburg ab und heiratete hier Martha Heymann, die 25jährige Tochter des Konserven- und Delikatessenhändlers Gabriel Heymann.<sup>2</sup> Im selben Jahr trat er als stiller Teilhaber in das Geschäft seines Schwiegervaters ein, wurde 1910 Gesellschafter und 1911 alleiniger Inhaber der Firma, die nunmehr den Namen Gabriel Heymann & Schwitzer trug, im Großhandel tätig war und Import- und Export-



Joseph Chiel Schwitzer

Foto: Staatsarchiv Hamburg,  
332-7 Staatsangehörigkeitsaufsicht, B VI 1926 Nr. 69

geschäfte betrieb. Der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg gehörte Joseph Chiel Schwitzer seit August 1911 an. Innerhalb der Gemeinde schloss er sich dem orthodoxen Synagogenverband an.<sup>3</sup>

Im Kreise seiner Freunde entspannte sich der gut situierte Kaufmann oft beim Pokern. Fast wäre ihm der Hang zum Glücksspiel zum Verhängnis geworden. Am 29. März 1923 wurde die Wohnung seines Freundes Jonn Martin Loeffler<sup>4</sup> aufgrund einer Anzeige polizeilich „überholt“, wobei Schwitzer in froher Runde beim Hasard angetroffen wurde. Die Strafe für jeden Teilnehmer wurde auf 20.000 Mark, ersatzweise 200 Tage Gefängnis festgesetzt. Die Beschuldigten verteidigte sich damit, dass sie schon 25 bis 30 Jahre miteinander befreundet seien und sich oft besucht hätten. Ihr Anwalt argumentierte: „Wenn hierbei Glücksspiele veranstaltet wurden, so ist die Veranstaltung jedoch nicht als eine öffentliche im Sinne der genannten Paragraphen [des Strafgesetzbuches] zu bezeichnen. Denn, da es Freunde waren, war die Beteiligung an dem Spiel nicht allgemein jedem zugänglich.“ Auch sei ein dauernder Hang zum Glücksspiel bei den Angeklagten von der Polizei nicht festzustellen gewesen. Entlastend kam hinzu: „Die Behauptungen der Angeklagten, dass nur ab und zu gespielt worden sei, während man sich manchmal auch nur unterhalten habe, wurden bestätigt durch die Aussagen der Zeugin Ludewig, der Haushälterin des Angeklagten Loeffler.“ Das Verfahren endete mit dem Freispruch der Beschuldigten mangels Beweises.<sup>5</sup>

Das Hauptgeschäft von Schwitzers Firma bestand in der Lieferung von Konserven an große Firmen. Zu den Kunden zählten Karstadt, Tietz und Epa sowie die Kantinen der Deutschen Bank, der Continental A.G., von Reemtsma, Siemens & Schuckart und I.G. Farben. Auch staatliche Krankenhäuser wurden beliefert. Von 1906 bis 1933 bewohnte Joseph Chiel Schwitzer eine Sechs-Zimmer-Wohnung im Parterre des Gebäudes Bundesstraße 24/26. Daneben unterhielt er ein Lager mit Kontor. Auch ein

Dienstmädchen wurde beschäftigt. Das Geschäftsvermögen wuchs 1926 auf 45.000 Mark an.

### Die Einbürgerung

In Schwitzers Ehe wurden in Hamburg drei Söhne geboren: Edmund, geb. 5. Juni 1906, Rudolf, geb. 10. Februar 1909, und Helmut, geb. 28.10.1918. Wie ihre Eltern besaßen auch sie die polnische Staatsangehörigkeit. Im Frühling 1926 unternahm Joseph Chiel Schwitzer Schritte zum Erwerb der hamburgischen und damit zugleich der deutschen Staatsangehörigkeit. Zur Unterstützung seines Antrags schrieb sein Schwiegervater Gabriel Heymann am 23. April 1926 ein Gesuch an den Hamburger Senat. Das Schreiben bietet auch bemerkenswerte Einblicke in die eigene Situation des Schwiegervaters:

*Erlaube mir ganz ergebenst, Einem Hohen Senat folgendes zu unterbreiten:*

*Mein Schwiegersohn Joseph Chiel Schwitzer, geb. am 6. März 1878 in Mszanadolna in Österreich (jetzt Polen), hat der hiesigen Polizeibehörde ein Gesuch zwecks Einbürgerung eingereicht.*

*Ich, ergebenst Unterzeichneter, erlaube sich [sic!], durch dieses Schreiben Einen Hohen Senat zu bitten, die wohlwöbliche Polizeibehörde zu beauftragen, dieses Gesuch aus folgenden Gründen zu genehmigen:*

*Gebürtig aus Ahrweiler im Januar 1850, wohne ich seit 1877 in Hamburg. Ich heiratete eine Hamburgerin und bin Hamburger Bürger. Schon seit 1883 entbehre [ich] leider mein Augenlicht, doch habe [ich] trotzdem niemals einer Unterstützung bedurft.*

*Mein Schwiegersohn wohnt ca. 27 Jahre in Deutschland und ist niemals bestraft. Er ist seit*



Das Gebäude Bundesstraße 24/26 heute Foto: Jürgen Sielemann

*1905 mit meiner Tochter Martha, geb. den 8. Februar 1880, in Hamburg verheiratet, ist vermögend und hat drei Kinder im Alter von 7 bis 19 Jahren. Seit seiner Heirat war er in meinem 1880 gegründeten Geschäft tätig. Später wurde er Mitinhaber und ist jetzt unter eingetragener Firma alleiniger Inhaber und hat mir durch Hebung des Geschäftes meine Existenz bedeutend erleichtert.<sup>6</sup> Heute, als alter Mann, bin ich auf ihn angewiesen, da mir meine Ersparnisse während der Inflationszeit verloren gingen.*

*Mein Schwiegersohn erfreut sich eines besten Rufes und hat sich während des Krieges auch als Patriot gezeigt. Zum Beispiel hat ein evangelischer Knabe von der Kriegsfürsorge aus der Johnsallee täglich bei ihm gespeist. Ferner sammelte er Gelder für Kriegerwitwen. Auch beteiligte er sich an öffentlichen Sammlungen. Selbstverständlich zeichnete er Deutsche Kriegsanleihen, ebenso seine zwei ältesten Kinder in der Schule, um auch diese als Patrioten zu erziehen. Sie haben eine hiesige Realschule besucht und denken selbstverständlich Deutsch.*

*Aus obigen Gründen gebe [ich] mich der angenehmen Hoffnung hin, dass dieses Gesuch bei dem Hohen Senat Gewogenheit findet, und erwar- te mit Vergnügen diesbezüglich dessen geneigte Zustimmung, wofür [ich] im Voraus bestens danke. Auf Wunsch stehen Referenzen und Bürgen zu Diensten.*

*Inzwischen zeichne [ich] mit vorzüglicher Hoch- achtung und Ergebenheit*

*Gabriel Heymann*

Nichts schien Schwitzers Einbürgerungsantrag entgegenzustehen. Die Handelskammer teilte der Polizeibehörde mit, Nachteiliges sei über Schwitzer nicht bekannt; er gelte in Fachkreisen als durchaus ordentlicher, zuverlässiger und tüch- tiger Geschäftsmann, der nicht unbemittelt sein solle. Die Einbürgerung werde deshalb im Inter- esse des Handels von den befragten Firmen be- fürwortet.

Jetzt war nur noch das Einverständnis der deutschen Bundesstaaten nach Paragraph 9 des Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetzes vom 22. Juni 1913 einzuholen.<sup>7</sup> Al- lein aus Bayern kam eine Ableh- nung:

*Die [...] Antragsteller sind fremd- stämmige Ostausländer, die ver- mutlich die polnische Staatsange- hörigkeit besitzen. Bei der unver- änderten deutschfeindlichen Haltung der polnischen Behörden erscheint die Einbürgerung fremdstämmiger polnischer Staatsangehöriger mit dem Inter- esse des Reichs zur Zeit nicht vereinbar.<sup>8</sup>*

Schwitzers aus hamburgischer Familie stammende Ehefrau wurde ebenso wie seine in Ham- burg geborenen Kinder beden- kenlos zu „fremdstämmigen Ostausländern“ erklärt. Jetzt

schaltete sich Oswald Lassally ein, ein 27jähri- ger Jurist aus jüdischer Familie, der damals erst seit wenigen Tagen in der Polizeibehörde als Assessor tätig war.<sup>9</sup> Für seinen Vorgesetzten Friedrich Schlanbusch<sup>10</sup> verfasste Lassally das folgende Gutachten:

*Gegen die Einbürgerung von Schwitzer ist von Bayern Einspruch erhoben worden, weil dieser die polnische Staatsangehörigkeit besitze und bei der deutschfeindlichen Haltung der polnischen Behör- den eine Einbürgerung fremdstämmiger polnischer Staatsangehöriger mit dem Interesse des Reiches nicht vereinbar sei.*

*Der Einspruch ist unbegründet, denn Schwitzer ist seit 28 Jahren ununterbrochen in Deutschland ansässig und war bis zum Friedens- schluss Österreicher. Hinsichtlich der Zurückhal- tung bei der Einbürgerung polnischer Staatsange- höriger, die nach den Beschlüssen des Reichs- rats-Ausschusses geübt werden soll, ist es notwendig, dass ein Unterschied gemacht wird zwischen den- jenigen polnischen Staatsangehörigen, die diese Nationalität bereits vor Kriegs- ende besaßen, und denjenigen, die durch die zwangsweise Abtretung deutschen oder österreichischen Gebietes Polen geworden sind. Zu dieser letzten Kategorie gehört der Antragsteller, und man kann nicht sagen, dass die Einbürgerung ei- nes seit Jahrzehnten in Deutsch- land ansässigen geborenen Öster- reichers das Wohl des Reiches ge- fährde, weil er zwangsläufig in- folge des Versailler Vertrages Pole geworden ist.<sup>11</sup>*

Das bayerische Staatsministeri- um des Innern zog seine Beden- ken zurück und Joseph Chiel Schwitzer wurde mit Frau und Kindern eingebürgert. Nichts schien auf eine gefährdete Zu- kunft der Familie hinzudeuten.



**Oswald Lassally (1899-1975)**  
Foto: Staatsarchiv Hamburg,  
131-15 Senatskanzlei –  
Personalakten, C 733

**Am 21. Juni 1933 meldete sich Joseph Chiel Schwitzer nach Palästina ab.**  
Staatsarchiv Hamburg, 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 4560

### *Flucht nach Israel und Martha Schwitzers Kampf um Entschädigung*

Hitlers Machtantritt änderte alles. Der zum 1. April 1933 von der NSDAP ausgerufene Boykott der jüdischen Ge- schäfte bewirkte den schnellen Ruin der Firma Heymann & Schwitzer.<sup>12</sup> Was dann geschah, schilderte Joseph Chiel Schwitzers verzweifelte Witwe Martha in einem Schreiben vom 28. Januar 1954 an Bundeskanzler Konrad Adenauer:

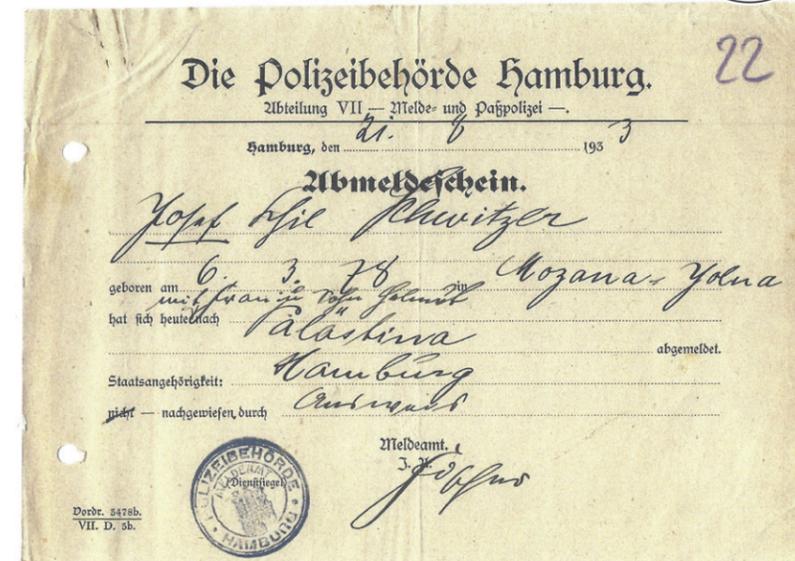
*Martha Schwitzer  
Petach Tiqva  
Jehiloffstr. 9  
Israel*

*Seine Exzellenz  
Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer  
Bonn, Bundeskanzlei*

*Hochverehrter Herr Bundeskanzler,*

*verzeihen Sie mir bitte, dass ich sie mit meinen persönlichen Sorgen belästige. –*

*Ich stamme aus einer Familie, die bereits seit einigen Generationen in Hamburg ansässig war, und bin 1880 dort geboren. Ich habe bis zu meiner Auswanderung dort gelebt. Mein Mann hatte dort ein gutgehendes Konserven-Geschäft, das er von meinem Vater übernommen hatte. Die Firma ging unter dem Namen Gabriel Heymann & Schwitzer und hatte ausgezeichnete Geschäftsverbindungen mit Regierungsanstalten, Warenhäusern, Restau- rants, Hotels etc., deren Kundschaft uns infolge der Gleichschaltung fast restlos verloren ging. Infolge- dessen wanderten wir 1933 nach Palästina aus,*



*nachdem wir das Geschäft für einen ganz geringen Preis weitergegeben hatten.<sup>13</sup>*

*Ich habe selbstverständlich meine Restitu- tionsansprüche im Oktober 1953 in Hamburg an- gemeldet und sie werden von R[echts]A[nwalt] Otto Siems, Othmarschen, Reventlowstraße 46, vertreten. Trotzdem erlaube ich mir mich mit mei- nen Sorgen vertrauensvoll an Eure Exzellenz zu wenden.*

*Obwohl ich weiß, dass Kranke und Alte in der Erledigung bevorzugt werden, möchte ich Ihnen mein Schicksal in den letzten 20 Jahren noch extra darstellen, mit der innigen Bitte, mir beizustehen bei der Beschleunigung der Abwicklung meiner Angelegenheit.*

*Als wir vor 20 Jahren hier einwanderten, gründete mein Mann mit seinen 2 erwachsenen Söhnen eine Konserven-Fabrik, die aber nicht le- bensfähig war, da das Land in den ersten Aufbau- jahren für Konserven und Säfte noch nicht genug Absatz hatte. Nachweislich waren derzeit auch andere sehr kapitalkräftige Firmen nicht in der Lage, sich durchzusetzen. Mein Mann wurde in- folge der Umstellung gleich sehr herzleidend und starb 1943.<sup>14</sup>*

*Im Jahre 1939 verlor ich einen blühenden Sohn von 30 Jahren an Typhus. Mein ältester Sohn ist seit 10 Jahren vollkommen arbeitsunfähig und*

*körperlich und psychisch schwer betroffen und vollkommen pflegebedürftig.*

*Durch die schwierige Umstellung auf die hiesigen Verhältnisse wurde leider die Ausbildung unseres jüngsten Sohnes vernachlässigt, so dass er heute nur einen untergeordneten Posten in einer Autobus-Kooperative mit kleinem Gehalt inne hat.*

*Ich lebe zusammen mit meinem kranken Sohn, seiner Frau und deren 2 Kindern. Die Beschaffung des Lebensunterhaltes für diesen Haushalt obliegt meiner Schwiegertochter. Diese Aufgabe gestaltet sich für sie bei der gegenwärtig hier herrschenden Deflation von Monat zu Monat schwieriger, besonders, da sie infolge der Hilflosigkeit meines Sohnes sehr ans Haus gebunden ist. Ich selbst kann ihr leider gar nicht beistehen, da ich durch mein schweres Schicksal frühzeitig gealtert und körperlich schwer behindert bin.*

*Nach allen diesen Darlegungen hoffe ich inständig, dass Sie meine Idee, Sie persönlich um Hilfe zu bitten, verstehen und meine oben erwähnte Bitte um Beschleunigung meines Falles befürworten werden.*

*Ich habe mir erlaubt, meiner Schwiegertochter diesen Brief zu diktieren, da ich Ihnen, sehr verehrter Herr Dr. Adenauer, meine Handschrift nicht zumuten wollte.*

*Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst  
Martha Schwitzer<sup>15</sup>*

Die erhoffte Antwort des Bundeskanzlers blieb aus. Stattdessen gelangte Martha Schwitzers Schreiben über den Bundesminister der Finanzen an Hamburgs Sozialsenatorin Emilie Kiep-Altenloh.<sup>16</sup> Diese antwortete am 21. April 1954:

*Sehr geehrte Frau Schwitzer,*

*das von Ihnen in Ihrer Wiedergutmachungsangelegenheit an den Herrn Bundeskanzler gerichtete Schreiben vom 28.1.1954 ist an mich weitergeleitet worden.*

*Nach Einsichtnahme in Ihre Akte habe ich festgestellt, dass das zu meiner Behörde gehörende*

*Amt für Wiedergutmachung Ihren Antrag bereits in Arbeit genommen hat. Ich habe das Amt angewiesen, Ihre Sache beschleunigt zum Abschluss zu bringen und darf Sie bitten, nunmehr weitere Nachrichten von dort abzuwarten.*

*Hochachtungsvoll  
Dr. Kiep-Altenloh  
Senator<sup>17</sup>*

Vier Monate vergingen, ohne dass Martha Schwitzer eine Antwort erhielt. Am 25. August 1954 schrieb sie der Senatorin Kiep-Altenloh das Folgende:

*Bitte Sie sehr zu entschuldigen, daß ich Sie nochmals belästige. Höflich bezugnehmend auf Ihr sehr geehrtes Schreiben vom 21.4.54, waren Sie so liebenswürdig mir mitzuteilen, daß meine Sache bereits in Arbeit genommen [wurde] und daß Sie das Amt angewiesen haben, die Sache beschleunigt [sic] zum Abschluss zu bringen.*

*Anfang dieses Monats kam Herr Dr. Felix Mainz, Tel Aviv, nach hier zurück und schrieb mir, es fehle noch die formelle Unterlage (Erbschein), die in Hamburg vom Nachlassgericht ausgestellt werden muss. Da ich 75 Jahre alt bin, außerdem seit 3 Jahren einen sehr kranken Sohn habe, können Sie sich denken, wie sehnlichst ich das Geld erwarte!*

*In der angenehmen Hoffnung, daß Sie auch weiterhin so liebenswürdig sind, meine Sache zu beschleunigen, zeichne ich mit ganz vorzüglicher Hochachtung  
Martha Schwitzer*

Als auch jetzt keine Reaktion der Senatorin erfolgte, brachte sich Martha Schwitzer am 21. September 1954 erneut in Erinnerung. Ihr Rechtsanwalt habe in Erfahrung gebracht, das Amt für Wiedergutmachung müsse jetzt noch einen Erbschein ausstellen. Entnervt schloss Martha Schwitzer ihren Brief mit diesen Sätzen:

*Falls Sie es wünschen, könnte ich Ihnen als alte kranke Witwe noch so viele Adressen wie Sie wünschen aufgeben, wie gern unsere Kunden von uns*

*beliefert! Ich zeichne in meiner Krankheit sehnsüchtig [und] ganz ergebenst erwartend  
Hochachtungsvoll  
Martha Schwitzer  
Entschuldigen Sie bitte, ich kann nicht besser schreiben.<sup>18</sup>*

Auch dieser Brief wurde nicht beantwortet. Einen Monat später schrieb Martha Schwitzer erneut an die Senatorin, diesmal in leichter Verwirrung:

*Petach Tigwab, d. 24.10.54*

*Sehr geehrter Herr Senator Dr. Kiep-Altenloh,<sup>19</sup>*

*Sie waren so liebenswürdig, mir am 21.4.54 durch [das] Bieberhaus, Ernst-Merck-Str. 9-21, Freie Hansestadt Hbg., Socialbehörde. Per Präses, auf mein Schreiben vom 28.1.54 zu antworten. Damals war meine Sache doch bereits, wie sie aus den Hamburger Papieren ersehen können, waren wir stets eine sehr angesehene Firma. Z.B. waren wir [nur?] einmal beim Staatsanwalt für Waggonware für zu hohen Preis verklagt. Unser Gegner war P. F. Schröder, Hamburg. Er antwortete: „Wir hätten den Waggon nicht so billig verkauft.“ Man kaufte bei uns Konserven ohne Muster. Mein Sohn ist seit 2 Jahren krank, ich bin 75 Jahre. Wir brauchen das Geld nötig. Wir sind von Hamburg direkt nach Palästina gefahren. Was heißt denn „es fehlt noch der Erbschein?“ Bitte, bitte, lassen Sie mich nicht länger warten.*

*Hochachtungsvoll  
Martha Schwitzer*

Fünf Wochen später reagierte die Senatorin und befragte ihren Beamten Heinz Westheimer:

*Können wir der Frau behilflich sein, den Erbschein zu bekommen oder ihr einen Rat geben, wie sie ihn bekommen kann?<sup>20</sup>*

Diesmal vergingen nur sechs Tage, bis die stets als „Senator“ zeichnende Emilie Kiep-Altenloh er-

neut handelte und Martha Schwitzer mitteilte: „Über den Erbschein machen Sie sich bitte keine Sorgen, da er sich bereits bei Ihrer Akte befindet.“ Ihre Sache werde sofort abgeschlossen werden, sobald die noch erforderlichen Informationen beim Amt für Wiedergutmachung vorlägen.<sup>21</sup>

Drei Monate vergingen, ohne dass Martha Schwitzer eine Nachricht aus Hamburg erhielt. Am 9. März 1955 wandte sie sich erneut an Bundeskanzler Adenauer:

*Sehr geehrter Herr Professor Adenauer, Hamburg,*

*vergangenen Monat wurde ich 75 Jahre alt, habe seit 4 Jahren einen herzkranken, daher arbeitslosen Sohn. Meine Schwiegertochter ist mit Nerven so down, daß ich ihr schon häufig versprach, sobald das Geld endlich kommt, musst Du Dich vorerst erholen. Sie war ein sehr netter Mensch; jetzt können wir uns natürlich nicht vertragen. Dann habe ich noch einen 12jährigen Enkel, daß das nicht klappt, kann jeder verstehen. [...?] wurde mir versprochen, ich sei eine der ersten, die ihr Geld bekommen. Die Sozialbehörde Hamburg schrieb mir am 6. Dez. 54, ich soll mir über den Erbschein keine Sorgen machen, er liege bereits bei meinen Akten. Ich brauche aber das Geld jetzt endlich sofort! Geben Sie mir bitte, bitte, einen Rat, was ich machen soll!*

*Für Ihre liebenswürdige Antwort im Voraus meinen allerbesten Dank, [ich] zeichne mit vorzüglicher Hochachtung  
Martha Schwitzer<sup>22</sup>*

Das Büro des Bundeskanzlers leitete diesen Brief an die Hamburger Sozialsenatorin mit der Bitte weiter, „sich des Anliegens nach Möglichkeit anzunehmen“.

Schließlich fand sich die Sozialbehörde am 21. März 1955 zu einem Teilvergleich bereit, den Martha Schwitzers Anwalt jedoch ablehnte. Erst ein Vergleich vom 8. November 1956 führte zum Abschluss des Verfahrens – fast drei Jahre nach dem ihr Anwalt am 16. November 1953 den Entschädigungsantrag gestellt hatte.<sup>23</sup> Die unerträglich lange Wartezeit war durchaus kein Einzel-

fall; wie Martha Schwitzer erging es vielen jüdischen Flüchtlingen aus Hamburg, die sich jahrelang mit dem Amt für Wiedergutmachung auseinandersetzen mussten, auch wenn sie in der Materie bewanderte Rechtsanwälte beauftragt hatten. Lagen die Gründe in der Vielzahl der Entschädigungsanträge und einer vollkommen unzureichenden Personalausstattung des Amtes? Waren die dort tätigen Sachbearbeiter angewiesen und bemüht, die Entschädigungsleistungen so gering wie möglich zu halten? Die große Zahl der von Geschädigten angestregten Gerichtsverfahren legt diesen Verdacht nahe. Ein Forschungsprojekt, das diese Fragen beantworten könnte, steht bis heute aus.

### Edmund Schwitzer

Edmund Schwitzer, der älteste Sohn, besuchte in Hamburg ab 1916 die Talmud-Tora-Realschule, bestand dort 1922 das Examen als Einjährig-Freiwilliger und absolvierte anschließend eine kaufmännische Lehre bei der Firma Alexander Adler & Co., Import und Export von Lebens- und Futtermitteln. 1924 trat er in die Fir-

ma seines Vaters ein. Der vom NS-Regime ausgerufenen Boykott vom 1. April 1933 veranlasste Edmund Schwitzer, mit seiner Frau Ruth geb. Heckscher<sup>24</sup> sofort nach Israel zu emigrieren. Am 26. September 1933 traf er in Petach Tikwa ein. Bis zu einer Erkrankung im Jahr 1940 arbeitete er in der Konservenfabrik, die sein Schwiegervater dort unter großen Schwierigkeiten gegründet hatte, dann wurde er jedoch zum Pflegefall. Ruth Schwitzer übernahm seine Betreuung. 1960 erinnerte sie sich:

*Um noch einen kleinen Nebenverdienst zu erreichen, habe ich Fruchtessenzen hergestellt und sie in meinem Bekanntenkreis vertrieben. Nach der Erkrankung und späteren vollständigen Arbeitsunfähigkeit meines Mannes [Edmund Schwitzer] habe ich durch diese Essenzenherstellung zu einem maßgeblichen Teile für den Unterhalt meiner Familie gesorgt.<sup>25</sup>*

Edmund Schwitzer starb am 18. Oktober 1964 nach langer Krankheit in Petach Tikwa.

1 Mszana Dolna hatte vor dem Ende des Ersten Weltkriegs zu Österreich-Ungarn gehört. Dort starb Joseph Chiel Schwitzers Mutter 1916, der Tod seines Vaters folgte 1924 (332-7 Staatsangehörigkeitsaufsicht, B VI 1926 Nr. 69).  
 2 Martha Heymann, geb. 08.02.1880 in Hamburg, verheiratet am 21.08.1905 (332-7 Staatsangehörigkeitsaufsicht, wie Anm. 1).  
 3 522-1 Jüdische Gemeinden, 992 b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde.  
 4 Jonn Martin Loeffler, geb. 04.04.1876, verst. 16.04.1955 (351-11 Amt für Wiedergutmachung, 10325)  
 5 332-7 Staatsangehörigkeitsaufsicht, wie Anm. 1, Bl. 38-39.  
 6 Das Personal der Firma bestand aus drei Kontoristen und einem Lagerarbeiter (332-7 Staatsangehörigkeitsaufsicht, B VI 1926 Nr. 69). Im Juni 1917 war Joseph Chiel Schwitzer Alleininhaber der Firma geworden (351-11 Amt für Wiedergutmachung, 4560,

Bl. 8).  
 7 Paragraph 9 des Gesetzes lautete: Die Einbürgerung in einen Bundesstaat darf erst erfolgen, nachdem durch den Reichskanzler festgestellt worden ist, daß keiner der übrigen Bundesstaaten Bedenken dagegen erhoben hat; erhebt ein Bundesstaat Bedenken, so entscheidet der Bundesrat. Die Bedenken können nur auf Tatsachen gestützt werden, welche die Besorgnis rechtfertigen, daß die Einbürgerung des Antragstellers das Wohl des Reichs oder eines Bundesstaates gefährden würden.  
 8 332-7 Staatsangehörigkeitsaufsicht, B VI 1926 Nr. 69, Bl. 46.  
 9 Der Verfasser dieses Beitrags hat das Leben dieses hochverdienten, auch nach dem Zweiten Weltkrieg in Hamburg tätigen Verwaltungsbeamten in Nr. 7 dieser Zeitschrift dargestellt. Vgl. Jürgen Sielemann, Aus der Geschichte der Familie Lassally. In: Liskor – Erinnern, Nr. 7. Hamburg 2017, S. 12.  
 10 Friedrich Schlanbusch, 1884-1964.

11 332-7 Staatsangehörigkeitsaufsicht, B VI 1926 Nr. 69, Bl. 50.  
 12 Die Firma wurde im September 1933 von dem Hamburger Kaufmann Walther Wolf Cantor und 1936 von Hermann Julius Schniedewind, einem Mitglied der NSDAP, übernommen (231-7 Amtsgericht Hamburg – Handels- und Genossenschaftsregister, 1955-99).  
 13 Der Kaufpreis ließ sich nicht ermitteln.  
 14 Joseph Jechiel Schwitzer starb am 26.4.1944 in Petach Tikwa (351-11 Amt für Wiedergutmachung, 4560).  
 15 (351-11 Amt für Wiedergutmachung, 4560, Bl. 8).  
 16 Dr. Emilie Kiep-Altenloh (1888-1985).  
 17 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 4560, Bl. 5.  
 18 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 4560, Bl. 31.  
 19 Ihren Brief an Martha Schwitzer vom 21.4.1954 hatte die Senatorin Emilie Kiep-Altenloh mit

„Kiep-Altenloh, Senator“ unterzeichnet, so dass Martha Schwitzer davon ausgehen musste, mit einem männlichen Repräsentanten der Stadt zu tun zu haben.  
 20 Verfügung vom 1.12.1954 (351-11 Amt für Wiedergutmachung, 4560, Bl. 24).  
 21 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 4560, Bl. 24.  
 22 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 4560, Bl. 44.  
 23 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 4560, Bl. 57.  
 24 Ruth Schwitzer geb. Heckscher, geb. 22.11.1911 in Hamburg, gest. 9.4.1973 (351-11 Amt für Wiedergutmachung, 30646, Edmund Schwitzer, Bl. 21). Ihren 1960 verfassten Lebenslauf enthält die Akte 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 37514, Bl. 6.  
 25 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 37514, Ruth Schwitzer, Bl. 7.



## MICHAEL STUEDEMUND-HALÉVY Türkische Juden in Hamburg

Teil 2: Was die Frage des Wechsels der Staatsangehörigkeit betrifft

### David Benezra

Der am 9. August 1866 (28. Av 5626) in Smyrna (Izmir) geborene, mal mit kürzeren, mal längeren Unterbrechungen in Hamburg lebende David Benezra, Sohn von Joseph und Sultana Simha, geb. Barki, gehört zu der seit den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts wachsenden Zahl sefardischer Juden (Spaniolen) aus dem Osmanischen Reich bzw. den nun unabhängigen Balkanstaaten, die sich auf Dauer in Hamburg und später und Berlin niederlassen, den Kontakt mit der Heimat aber selten abreißen lassen.<sup>1</sup>

Am 25. Oktober 1892 (9. Heshvan 5653) heiratet der erfolgreiche Kaufmann David Benezra die am 6. Juni 1871 in Hamburg geborene Johanna (Haya) Mark, Tochter des Lehrers Levi Mark (geb. 04.03.1835 in Celle) und der Halberstädter Kantorentochter Julie/Gute Jeretzky (geb. 12.07.1846, gest. 09.05.1937 in Hamburg).<sup>2</sup> Trauzeugen sind die hochangesehenen Hambur-

ger Kaufleute Benjamin Luria und Raphael Cori y Roditi.<sup>3</sup> Alle drei sind angesehene Mitglieder der *Portugiesisch-Jüdischen Gemeinde*. Die Trauzeugen werden Hamburg nach 1933 verlassen, Luria wandert nach New York aus, Cori lässt sich endgültig in Spanien nieder.<sup>4</sup>

Genügt bis 1864 die Mitgliedschaft in der *Portugiesisch-Jüdischen Gemeinde*, um Hamburger Bürger zu werden, so wird es in den folgenden Jahrzehnten zunehmend schwieriger, sich naturalisieren zu lassen. Da viele Spaniolen ihre Heimat verlassen, um dem Militärdienst zu entgehen, benötigen sie die Entlassung aus dem türkischen Staatsverband. Und diese wird David Benezra immer wieder verwehrt bzw. bürokratisch hinausgezögert. Immerhin erreicht er eine Aufnahme-Zusicherung in Hamburg, die jedoch alle drei oder sechs Monate verlängert werden muss. (StHH, 332-7, Staatsangehörigkeitsaufsicht, B III 58833).<sup>5</sup> Das Osmanische Reich verlangt

von ihm überdies eine Zahlung von 1600 Piastern für die Befreiung vom Militärdienst sowie die Zusicherung, dass er nach Erlangung des Bürgerrechts nicht ins Osmanische Reich zurückkehren wird.

In einem Bericht der Kaiserlich-Türkischen Gesandtschaft in Berlin vom 12. Juli 1900 an die Hohe Pforte in Pera (Konstantinopel) heißt es:

*Herr David Benezra aus Smyrna, zur Zeit in Hamburg wohnhaft, hat durch ein an das Ministerium des Auswärtigen in Konstantinopel gerichtetes Gesuch um die Genehmigung der Reichsregierung er sucht, ihn als deutschen Staatsbürger einbürgern zu lassen. Da er laut Auskunft des Generalgouverneurs von Vilayet d'Aidin dem Fiskus die Summe von 1.600 Piaster für die Militärbefreiungssteuer für die Jahre 1300–1315 schuldet, verweisen wir auf eine Mitteilung des Reichsministeriums, ihn aufzufordern, zuerst diese Summe zu zahlen und Ihnen dann auch eine ordnungsgemäß gestempelte Urkunde zu übergeben, mit der er sich verpflichtet, nicht ins Reich zurückzukehren, nachdem er den Status eines deutschen Untertanen erworben hat, sowie seine teskirei-Osmanié (Bescheinigung der osmanischen Staatsangehörigkeit auf Türkisch) (StHH, 332-7, Staatsangehörigkeitsaufsicht, B III 58833).<sup>6</sup>*

Einige Wochen später berichtet die Kaiserlich-Türkische Gesandtschaft in Berlin am 21. August 1900:

*Was die Frage des Wechsels der Staatsangehörigkeit betrifft, so werde ich, sobald der Antragsteller die in meiner Depesche vom 12. Juli geforderten Unterlagen vorgelegt hat, diese nach Konstantinopel schicken. Ich muss jedoch darauf hinweisen, dass solche Fälle, wenn sie über die Botschaft eingeleitet werden, lange dauern und manchmal zu keinem Ergebnis führen, was wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, dass bestimmte Formalitäten in Konstantinopel selbst, persönlich oder durch einen Bevollmächtigten, erledigt werden müssten, so dass*

*es für Herrn Benezra einfacher wäre, sein Ziel zu erreichen, indem er einen Anwalt oder einen Vertreter in Konstantinopel bestellt, der sich mit dem Fall befasst und die Schritte in den Büros verfolgt (StAH, 332-7, Staatsangehörigkeitsaufsicht, B III 58833).<sup>7</sup>*

Um die Angelegenheit zu beschleunigen, begibt sich David Benezra unverzüglich in die Türkei, was aus einem Reisedokument hervorgeht, das ihm Albert Müller, Generalkonsul der Hohen Pforte in Hamburg, am 3. September 1900 ausstellt und auf dem sich Stempel des Generalkonsulats des Königreichs Serbiens in Hamburg und des deutschen Konsulats in Smyrna befinden (StHH, 332-7, Staatsangehörigkeitsaufsicht, B III 58833, Abb. rechts).

Am 20. November 1900 stellt David Benezra dann einen offiziellen Antrag auf Aufnahme in den Hamburger Staatsverband:

*Nachdem mir am 3. Juni 1899 von der wohlöbl. Aufsichts-Behörde die Aufnahme in den hamburgischen Staatsverband zugesichert worden ist, sobald ich die Entlassung von der türk. Behörde beigebracht habe, war ich unausgesetzt nach allen Richtungen bemüht, diese Entlassung zu erhalten. Nach 18 monatlichen Bemühungen ist mir im August ds. Jhs. von dem hiesigen türk. Consulat im Auftrag der türk. Botschaft in Berlin und des auswärtigen Ministeriums in Constantinopel die Mitteilung zugegangen, dass meiner Entlassung nichts mehr im Wege stehe, sobald ich meine Militärsteuer bis zu diesem Jahr in Smyrna bezahlt habe, die Verpflichtung eingebe, nie wieder nach der Türkei überzusiedeln und meine Papiere dem türk. Consulat ausgehändigt habe. Diese sämtlichen Papiere wollte ich durch das hiesige türk. Consulat der türk. Botschaft in Berlin zustellen. Ich musste diesen Weg aufgeben, weil die türk. Botschaft in Berlin dem hiesigen Consulate geschrieben hatte, dass ich, um die Sache zu beschleunigen, persönlich direct nach Constantinopel Schritte unternehme, da, wenn ich deren Vermittlung in Anspruch nehme, es mir passieren könnte, dass die Papiere in irgend einem Bureau in Constantinopel*

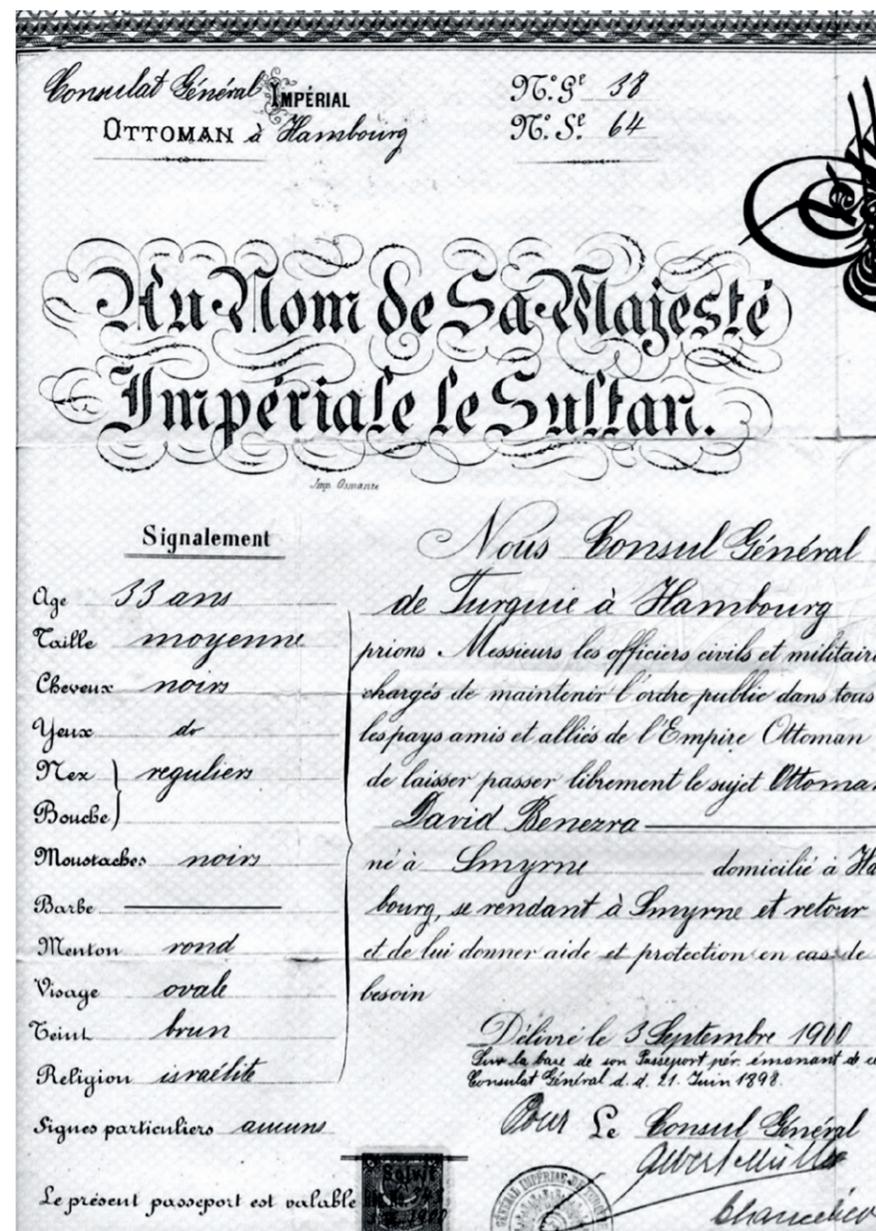
*mehrere Monate liegen bleiben [...] In Anbetracht dessen richte ich an die wohlöbl. Aufsichts-Behörde die Bitte, meine Aufnahme in den hamburgischen Staatsverband bewilligen zu wollen, unter dem Vorbehalt, dass ich die Entlassung aus dem türk. Staatsverband nachliefern (StAH, 332-7, Staatsangehörigkeitsaufsicht, B III 58833).*

Obwohl David Benezra von den türkischen Behörden keinerlei Nachricht erhält, wird er von der Hansestadt Hamburg dennoch naturalisiert, wie er in einem Schreiben vom 20. Juni 1901 an Freiherr Marschall von Bieberstein, kaiserlicher Botschafter in Pera, mitteilt:

*Nachdem ich volle 4 Monate gewartet, und mir von dem Ministerium die Entlassung nicht zugegangen ist, habe ich mich an den hiesigen Senat gewandt, mit der Bitte, mich in den Staatsverband aufzunehmen. Ein hoher Senat hat geruht, mir dies zu bewilligen. [...] Am 4. desselben Monats habe ich meinen Bürgereid geleistet, am 7. März habe ich meinen Landsturmschein empfangen (StHH, 332-7, Staatsangehörigkeitsaufsicht, B III 58833).*

Kurz zuvor hatte Marschall von Bieberstein dem Senat in einem Schreiben vom 27. 4. 1901 berichtet:

*Der in Hamburg wohnhafte ottomanische Staatsangehörige David Benezra hat unter Übersendung zweier Prolongationsbescheinigungen der Aufnahme-Zusicherung in den Hamburgischen Staatsverband, d. d. 9. December 1899 und 24. Januar 1900, in verschiedenen Eingaben die Vermittlung der Kaiserlichen Botschaft angerufen, um ihm bei den Bemühungen, aus dem ottomanischen Unterthansverbande entlassen zu werden, behilflich zu sein. Die Kaiserliche Botschaft ist nicht in der Lage, für einen ottomanischen Unterthanen irgendwelche offiziellen Schritte*

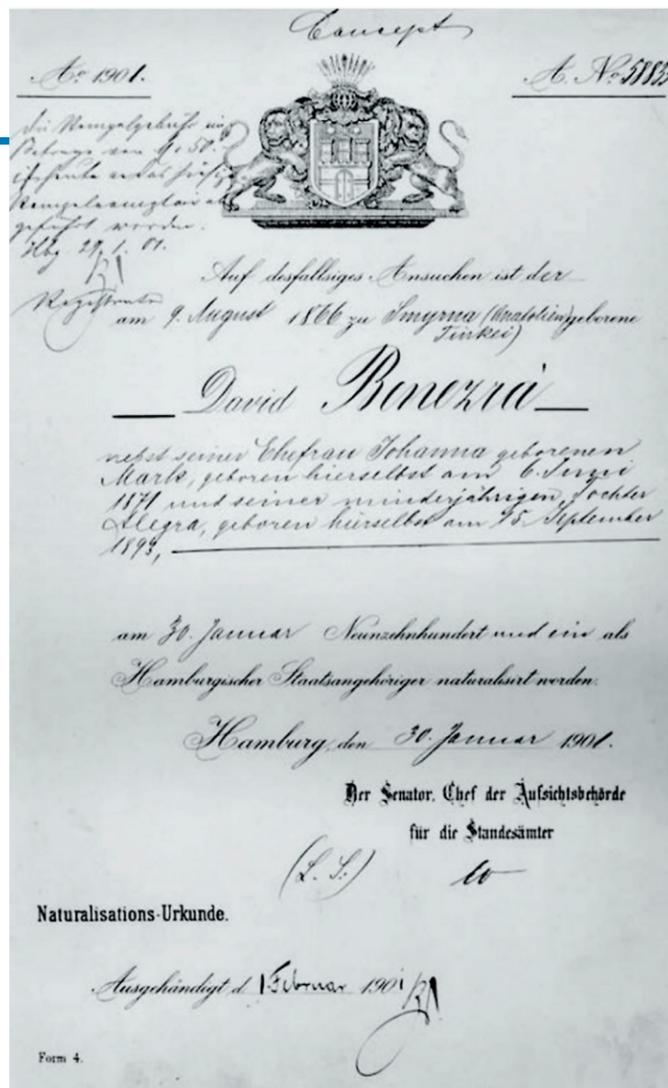


zu unternehmen, und es muss dem Benezra überlassen bleiben, die Angelegenheit durch das türkische Consulat in Hamburg bzw. durch eine Vertrauensperson am hiesigen Platze betreiben zu lassen. Immerhin habe ich in vertraulicher Weise bei dem hiesigen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten über den Stand der Sache Erhebungen anstellen lassen. Dieselben haben ergeben, dass Benezra nach einem Berichte der Provinzial-Regierung in Smyrna, dem Geburtsorte des Benezra, noch 900 Piaster Militairsteuer schuldet, vor deren Begleichung naturgemäss eine Entlassung desselben aus dem ottomanischen Unterthanenverbanden nicht in Erwägung gezogen werden kann. Dem Senat der freien und Hansestadt Hamburg beehre ich mich anheimzugeben, dem Antragsteller im obigen Sinne bescheiden zu lassen und füge zur vertraulichen Information hinzu, dass nach einem Bericht des Kaiserlichen Consulats zu Smyrna Benezra seine Zahlungen eingestellt und seine Gläubiger zu einem gütlichen Vergleich aufgefordert haben soll (StAH, 332-7, Staatsangehörigkeitsaufsicht, B III 58833).

Der mit einer deutschen Jüdin verheiratete Seferde und ehemalige osmanische Untertan David Benezra, der es in Hamburg zu Ansehen und Vermögen bringt, ist Zeit seines Lebens der

türkischen Regierung und ihren großmütigen Herrschern [dankbar] für die Gastfreundschaft und die Rechte, die ihnen gewährt wurden; es sei daher die heilige Pflicht eines jeden Juden im Osten, für den Fortschritt seines Landes zu arbeiten.<sup>8</sup>

David Benezra gehört zusammen mit Haim Isaac Bessoudo<sup>9</sup> zu den erfolgreichen Hamburger Teppichhändlern. So versteuert er 1890 M 1000, 1894 M 3500, 1897 M 5000, 1898 M 6000 und 1899 schon M 7000. Seine 1891 an der Börse zugelassene Im- und Export-Firma von und nach der Levante unterhält Geschäftsverbindungen u.a. mit Smyrna, Konstantinopel, Malta, Paris und Kairo. 1921 gehört er mit Richard Jessurun und Joseph Sealtiel sen. zu den wichtigsten Steu-



#### Einbürgerung (Entwurf) David Benezras vom 1. Februar 1901

(Staatsarchiv Hamburg, Signatur: 332-7 Akte B III 58833)

erzählern der Gemeinde (*Livro da Nação*, f. 497). 1921, 1922, 1925 und 1926 wird er in den Vorstand der Portugiesisch-Jüdischen Gemeinde gewählt (*Livro da Nação*, f. 495ff). Zusammen mit dem Vorstandsmitglied Jehuda Leon Cassuto vertritt er 1926 die Hamburger Portugiesen auf der 250-Jahr-Feier der Amsterdamer Schwester-gemeinde (*Livro da Nação*, f. 578).

Der wegen seiner Wohltätigkeit verehrte David Benezra stirbt am 1. April 1926 erst sechzigjährig in Hamburg. Am 4. 7. 1926 würdigt die Portugiesisch-Jüdische Gemeinde

«die besonderen Verdienste des Verstorbenen für die Gemeinde und sein besonderes Interesse für die

Osar-Dalim-Stiftung [...]. In der Zwischenzeit wurde Dr. Pardo<sup>10</sup> als Ersatz für Herrn Benezra statutengemäß gewählt und [soll] es in dieser Zeit verstanden haben, für die Gemeinde eine namhafte Zinsvermehrung zu verschaffen» (*Livro da Nação*, f. 530).

David Benezra findet seine letzte Ruhe auf dem Neuen Portugiesenfriedhof an der Ilandkoppel (Reihe 4, Nr. 41), siehe nebenstehende Abbildung. In der hebräisch-portugiesisch-deutschen Inschrift wird besonders auf seine Hilfsbereitschaft verwiesen:

Seine Hand bricht Brot dem Armen,  
und seine Hände streckt er aus dem Dürftigen  
[hebr.]

DEM BEDÜRFTIGEN LEIHT ER SEINEN ARM  
DEN ARMEN  
ÖFFNET ER SEINE HAND  
DAVID BENEZRA  
GEB. 9. AUGUST 1866 – 5626  
IN SMYRNA  
GEST. 1. APRIL 1926 – 5686  
IN HAMBURG  
S.A.G.D.E.G.

Nach seinem Tod führen seine Witwe Johanna und die unverheiratete Tochter Alegria (Simha) die Geschäfte weiter. Beide wohnen, aus dem Erbe von David Benezra auskömmlich versorgt, in der Rothenbaumchausse 83 in einem der zwei Häuser, die ihrer Familie gehören.

Die am 15.9.1893 in Hamburg geborene examinierte Klavierlehrerin Alegria Benezra gehört 1933 dem Wahlmänner-Gremium der Portugiesisch-Jüdischen Gemeinde an. 1935 bietet

**Benezra, David, (1891), vor Pfeiler 14–15, Im- und Export von und nach der Levante. Inh.: J. Benezra Wwe. Prok.: A. Benezra. Bk.-Kto.: Com. u. Priv. Bk., Dtsche Orientbk. Fspr.: Sammel-Nr.: C 4 Dammtor 3045. Telegr.: Benezra. Ktr.: Neuerwall 72.**



sie im Gemeindeblatt der Deutsch-Israelitischen Gemeinde Unterricht in Gesang, Klavier und Cello an, den sie in ihrer Wohnung in der Rothenbaumchausse 83 erteilt. Die nun mittellosen Johanna und Alegria Benezra werden nun von ihrer in den Niederlanden lebende Tante mit monatlich 120 Reichsmark unterstützt. Alegria Benezra befindet sich vom 21. bis 31. März 1940 in Schutzhaft im KZ Fuhlsbüttel. Am 6.12.1941 wird sie nach Riga deportiert, wo sie wenig später ermordet wird. Ihre Mutter Johanna Benezra wird am 15. 7. 1942 zusammen mit 925 Männern, Frauen und Kindern nach Theresienstadt deportiert und am 21. 9. 1942 nach Treblinka weiterdeportiert.<sup>11</sup> Zwei Stolpersteine (folgende Seite) erinnern an Johanna und Alegria Benezra.



Quellen:

StAAH, 522-1, Jüdische Gemeinden, 992b, Kultussteuerkartei der Deutsch-Israelitischen Gemeinde; ebd., 314-15, Oberfinanzpräsident, R 1938/2168; 522-1 Jüdische Gemeinden 992e; Wolfgang Scheffler/Diana Schulle (Hrsg.), Buch der Erinnerung. Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden, Bd. II, München 2003; Adressbücher 1938, 1942; Jürgen Sielemann, *Hamburger jüdische Opfer des Nationalsozialismus. Gedenkbuch*, Hamburg 1995; *MiDor LeDor – Der Neue Portugiesenfriedhof in Hamburg-Ohlsdorf (in Vorb.)*.

- 1 In der Steuerdatei der Hamburger Portugiesisch-Jüdischen Gemeinde (PJG) für die Jahre 1926 bis 1928 werden zahlreiche Sefarden aus den Balkanländern und der Republik Türkei aufgeführt: Ascoli, Isaac, n. 1. 4. 1852, Ascoli, Sophia, n. 2. 11. 1853, Assael, Isidore, n. 9. 9. 1880, Assael, Sidonie, n. 17. 10. 1887, Assael, Harald, n. 14. 10. 1908, Benezra, Alegria, n. 15. 9. 1893, Benezra, Johanna, n. 6. 7. 1871, Benzimra, Moses, n. 31. 12. 1878, Benzimra, Jenny, n. 18. 4. 1878, Bessoudo, Haim, 2. 12. 1878, Bessoudo (hijo), Bessoudo (hijo), Cassuto, Fortuna, 14. 9. 1896; Cassuto, Sami, 16. 5. 1916; Cori, Edgar, n. 23.1. 1901; Embardji, Isaac, n. 28. 9. 1895; Embardji, Josy, n. 15. 6. 1924; Embardji, Viktoria, n. 15. 5. 1898; Ergas, Gertrud, n. 6. 12. 1885; Ergas, Ralph, n. 25. 7. 1918; Ergas, Raymund, n. 20. 8. 1877; Gaudes, Simha, n. 27. 8. 1864; Modiano, Marco, n. 25. 7. 1889; Modiano (mujer), n. Modiano (hijo), Modiano (hijo), Modiano (Kind), Rosanis, Ignatz, n. 25. 2. 1893; Rousso, Joseph, n. 17. 7. 1892; Rousso, Paul, n. 3. 2. 1909. Über die in Hamburg lebenden Levante-Händler siehe Yavuz Köse (red.), *Osmanen in Hamburg – eine Beziehungsgeschichte zur Zeit des Ersten Weltkrieges* (Hamburg: Hamburg University Press, 2016). Siehe auch die Ausländerakten „Türken“ (1914 – 1918) StHH, Signatur: 331-3, Abl. 38, Bestand 12, SA 14 Türken. Zu den Hamburger Portugiesen bzw.

Spaniolen siehe meine Bücher und Aufsätze: *Biographisches Lexikon der Hamburger Sefarden* (Hamburg: Christians, 2000); idem, *Die Sefarden des Sultans, Zenith*; idem, *Von Ost nach West, Maajan*; ; *Salvação no Longínquo Distante: O Congresso Sefardita de Amesterdão em 1938, Portugal e os Portugueses de Hamburgo, Revista de Estudos Judaicos* 3, 1996, 61-82; *Una salvación inaccesible: Sefarditas de Constantinopla y Esmirna en Alemania* (unveröffentlichter Tagungsvortrag, Ankara 2005); idem, *MiDor LeDor – Der Neue Portugiesenfriedhof an der Ilandkoppel* (in Vorbereitung).

In Hamburg halten sich zeitweise zwei Mitglieder (?) seiner Familie auf:

a) Nissim Joseph Benezra, geb. 6. 6. 1885 in Izmir, verzieht 1908 nach Brüssel (*StAH, Meldewesen, A 30*).  
 (b) Elie Benezra, geb. 11. 6. 1883 in Izmir, kommt 1899 nach Hamburg, verzieht 1901 nach Paris (*StAH, Meldewesen, A 30*; Jehuda Leon Cassuto, *Erinnerungen*, 51).

- 2 *Allgemeine Zeitschrift des Judentums* X, 17, 20. 4. 1846, 252-253. Ihr Grab liegt auf dem Jüdischen Friedhof Ilandkoppel (Ohlsdorf).
- 3 In einem kürzlich veröffentlichten Verkaufskatalog des bekannten Amsterdamer Buchantiquariats *RASHI* wurde eine kleine Broschüre über Maimonides angeboten, die der auch Spezialisten unbe-

kannte *Refael Cori y Roditi* im Maimonides-Jahr 1935 in Madrid veröffentlicht hatte. Über das Leben und schriftstellerisches Wirken des Autors, dessen kleines Buch nur in wenigen spanischen Bibliotheken vorhanden ist und der 1939 in der Zeitschrift *Le Judaisme Séphardi* einige judenspanische Sprichwörter veröffentlichte, ist nur wenig bekannt, siehe über ihn Michael Studemund-Halévy / Amor Ayala: Un sefardí de Hamburgo en Madrid: Refael Cori y Roditi, *Raices* 62, pp. 47-50; Michael Studemund-Halévy, *Biographisches Lexikon der Hamburger Sefarden*, Hamburg 2000: Christians.

- 4 Michael Studemund-Halévy / Amor Ayala: Un sefardí de Hamburgo en Madrid: Refael Cori y Roditi, *Raices* 62, 47-50.
- 5 Siehe auch die Ausländerakten «Türken» (1914 – 1918) StHH, Signatur: 331-3, Abl. 38, Bestand 12, SA 14 Türken.
- 6 *Par une requête adressée au Ministère des Affaires Étrangères à Constantinople, le Sieur David Benezra de Smyrne, domicilié actuellement à Hambourg, a sollicité l'autorisation du Gouvernement Impérial pour le faire naturaliser allemand. Comme d'après les renseignements fournis par le Gouverneur Général du Vilayet d'Aidin le surnommé est débiteur envers le fisc de la somme de 1600 piastres du chef de la taxe d'exonération militaire pour les années 1300-1315, je vous prie, sur une communication du Ministère Impérial, de l'inviter à acquitter d'abord cette somme et ensuite à vous délivrer aussi un acte dûment timbré par lequel il s'engagera à ne plus retourner dans l'Empire après avoir acquis la qualité de sujet*

*allemand, ainsi que son teskirei-Osmanié (certificat de nationalité ottomane en turc).*

- 7 *Quant à la question du changement de nationalité, lorsque le requérant aura présenté les pièces demandées par ma dépêche du 12 Juillet, je les enverrai à Constantinople. Je dois faire remarquer toutefois, que lorsque des affaires de ce genre sont engagées par l'intermédiaire de l'Ambassade, elles trainent beaucoup en longueur et n'amènent parfois aucun résultat, ce qui tient probablement à ce que certaines formalités devraient être accomplies à Constantinople même, en personne ou par procurateur Monsieur Benezra arriverait donc plus aisément au but qu'il se propose en chargeant un avocat ou un représentant à Constantinople de s'occuper de l'affaire et d'en suivre les marches dans les bureaux.*
- 8 *El Sr. Benezra recuerda noblemente lo que deben los judíos al Gobierno turco y á sus magnánimos soberanos, por la hospitalidad y derechos que les fueron acordados; por lo cual es un deber sagrado de todo judío de Oriente laborar por el progreso de su patria* (Angel Pulido Fernández, *Espanoles sin Patria y la Raza Sefardi*, Madrid 1905: Teodoro Ámparo, 297-298).
- 9 Michael Studemund-Halévy, *Türkische Juden in Hamburg*, Teil 1, *Liskor* VI, 6, 2021, 1-16.
- 10 Zu dem Anwalt Dr. Herbert Pardo, siehe Ina Lorenz, *Herbert Pardo. Hamburger Sefarde, Jurist, SPD-Parlamentarier, Zionist*, Jüdische Miniaturen 277, Berlin-Leipzig 2021: Hentrich & Hentrich.
- 11 Sielemann, *Gedenkbuch*: 29; Theresienstädter *Gedenkbuch*: 384).

SYLVIA STECKMEST

## Führende Modehäuser in der Hamburger Innenstadt

*Emil und Sally Feldberg in der Firma Gebr. Feldberg*

Die Brüder Feldberg, Seelig (genannt Sally, geboren am 15. April 1857) und Emil Daniel (geboren am 24. April 1859) aus Sageritz (Polnisch Zagorzycza) im Kreis Stolp, siedelten von Stettin aus nach Hamburg über.<sup>1</sup> Hier gründeten sie 1888 eine Firma für Damenkonfektion, Produktion und Verkauf. Ihre erste Produktionsstätte, vermutlich mit einem Ladengeschäft verbunden, eröffneten sie in der Rathausstraße Nr. 21. Bei-

de waren engagierte Mitglieder in der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg. Schon bald konnten sie ein großes Eckhaus in der Rathausstraße Nr. 14 (Ecke Knochenhauerstraße) erwerben.<sup>2</sup> Sie betonten, als einziges Hamburger Geschäft ausschließlich Damenmäntel, Pelze und Kostüme aus eigener Produktion anzubieten.

Als die breite Mönckebergstraße angelegt wurde, erwarben die Brüder dort weitere Grund-



**Das Geschäftshaus der Firma Gebr. Feldberg,  
Mönckebergstr. 15-17. 1930**

Aus: Das Buch der alten Firmen der Freien und  
Hansestadt Hamburg, Leipzig 1930, S. X-11

stücke. Bereits am 12. Juli 1910 hieß es in einem Schreiben an die „Hochlöbliche Finanzdeputation“ seitens des Maklers Jacob Alexander, dass er einen Platz an der Mönckebergstraße zwischen Pferdemarkt und Paulstraße (später Kreuzlerstraße) für die Brüder Feldberg erwerben wolle. Der Platz hatte an der Mönckebergstraße eine Länge von 54,2 Metern und umfasste rund 1.390 Quadratmeter.<sup>3</sup> Im Jahr 1911 beantragte der Architekt Franz Bach bei der Baudeputation die Genehmigung zur Fassadengestaltung des für die Brüder Feldberg zu bauenden Hauses auf der Fläche Mönckebergstraße 15-17, genannt „die Hanse“.

Das Grundstück kostete 800 Mark pro Quadratmeter.<sup>4</sup> Der Quadratmeterpreis des daneben liegenden Grundstücks Nr.19 betrug hingegen 1.144 Mark.<sup>5</sup> Das ganze Gebäude erhielt eine Hausteilverkleidung aus Ettringer Tuff wie

das gegenüberliegende Haus von Karstadt; ursprünglich hatte die Fassade aus dunklem Backstein bestehen sollen. Baudirektor Schumacher fand den Entwurf der Fassade „im Allgemeinen sympathisch“, wollte jedoch einige Details ändern, was nach einigen Verhandlungen auch geschah.<sup>6</sup> In einer Besprechung der Baukommission wurde hervorgehoben, dass hier das älteste Haus Hamburgs gestanden habe. Man erwartete zuerst, dass beim Neubau der gleiche Backstein wie nebenan bei Rappolts Verwendung finden solle. Die Bildhauerarbeiten sollten von Otto Gottlieb Hermann Perl (1878-1967) ausgeführt werden und die keramischen Verzierungen aus dunkelbraunem Ton bestehen. Für die Fassadenplanung wurde empfohlen, „daß der Bauherr die Frontgiebellinien, die horizontalen Gesimse, das westliche Dachfenster und den ohne Stufen herzustellenden Durchgang in einer von den Herren Referenten zu genehmigenden Weise umgestalte und Proben des Bausteinmaterials und Entwürfe des figürlichen Schmucks den Herren Referenten zur Genehmigung vorlege.“<sup>7</sup> Die Adresse lautete zuletzt Mönckebergstraße 15-17-19. Der Einzug der Feldberg-Brüder mit einem großen Ladengeschäft erfolgte dort erst Anfang September 1928. Alle Läden und mehr als 60 Büroräume an der Mönckebergstraße waren nach Fertigstellung sofort vermietet. Der Komplex hatte vermutlich die gleiche Größe wie derjenige von Rappolt, Mönckebergstraße 11-13.

Der Kauf eines Bauplatzes am Speersort erfolgte in Feldbergs Auftrag im Februar 1912. Die Maklerfirma Dr. Wenzel & Gutkaese hatte bereits 1908 nach einem Baublock von 1.137 qm in bester Gegend hinter der Mönckebergstraße gefragt. 450 Mark wurden für den Quadratmeter bezahlt.<sup>8</sup> Kurz nach der Fertigstellung des Gebäudes eröffnete im November 1913 das Passage-Kino von Julius Cohn mit Eingang an der Mönckebergstraße.

Sally Feldbergs Ehefrau, die er 1892 geheiratet hatte, hieß Clara geb. Löwenstein (9.4.1870 - 25.10.1941). Dieser Familienname findet sich auch bei Inhabern der Modehaus-

Firma Hirsch & Cie (Reesendamm/Jungfernstieg). Es ist möglich, dass es eine familiäre Verbindung gab, denn Clara Löwenstein kam aus Witten, die anderen Löwensteins aus dem nur 13 km entfernten Bochum. Die Familie von Sally Feldberg wohnte ab 1910 in Harvestehude in einem Stadthaus am Jungfrauenthal Nr. 11,<sup>9</sup> gegenüber von Max Robinsohn, der am Neuen Wall ein großes Modehaus führte und sicherlich ein guter Kunde von Feldberg war. Der Bruder Emil Feldberg, verheiratet mit Amalie geb. Bacharach, wohnte mit seiner Familie in der Nähe, in der Oberstraße Nr.109.<sup>10</sup> Die beiden Brüder hatten je drei Kinder.

Bereits am 15. Februar 1914 verstarb Emil Feldberg, gerade 55 Jahre alt. In jenem Monat war der Grabplatz auf dem christlichen Teil des Friedhofs Ohlsdorf gekauft und von dem Bildhauer Paul Wilhelm Henle gestaltet worden.

Daraus ist zu schließen, dass die Familie getauft war. Noch wenige Monate zuvor war das 25-jährige Jubiläum der Firma unter Emil Feldbergs Beisein begangen worden. Der Vorstand des Verbandes der deutschen Detailgeschäfte hob in seiner Trauerrede hervor, dass die Vertretung des deutschen Textil- und Modewarenhandels in Herrn Feldberg ihren hochverdienten Führer er-

blickt habe, der stets seine Kenntnisse, Fähigkeiten und Arbeitskraft in den Dienst der Öffentlichkeit gestellt und für das allgemeine Wohl erfolgreich gewirkt habe.<sup>11</sup> Die Trauerfeier fand erstaunlicherweise noch im jüdischen Tempel Oberstraße statt, wo der Verstorbene mit folgenden Worten gewürdigt wurde: „Sein ganzes Wesen ist Gerechtigkeit, Treue, Liebe und Hingebung gewesen. Seinen Berufskollegen war er stets ein Berater, Freund und Förderer.“<sup>12</sup>

Auch sein älterer Bruder Sally Feldberg verstarb früh, bereits im Jahre 1920. Mit seinem Tod trat der bisherige Geschäftsführer Hermann Goldmann als Mitinhaber in die Firma Gebr. Feldberg ein. 1927 folgte der Eintritt von Emils Sohn Alexander Feldberg (1899-1977) in die Firma.<sup>13</sup> Sein etwas jüngerer Bruder Wilhelm (19.11.1900 -1990) gehörte der Firma nicht an. Er arbeitete in Berlin am Physiologischen Institut, wo er bereits nach der nationalsozialistischen Machtübernahme 1933 seine Anstellung verlor. Er emigrierte 1936 nach Melbourne und lehrte später als Professor für Neuro-Physiologie an der Universität in Cambridge.

Emils Tochter Eleonore (4.5.1895 - 27.9.1966) wurde eine bekannte Malerin. Sie heiratete 1921 den Kaufmann Moritz Eber und



**Das Grab von Emil Feldberg auf dem Ohlsdorfer Friedhof**  
Foto: Sylvia Steckmest

nannte sich Feldberg-Eber. Ende 1938 emigrierte die Familie ebenfalls nach Cambridge.<sup>14</sup> Da ihre Kinder schon vorher nach England geschickt worden waren, wurde eine Abwesenheitspflegschaft eingerichtet. Am 26. Januar 1939 waren die Eltern offiziell nach England übergesiedelt. Sie hatten bis dahin in der Schenefelderstraße Nr. 1 in Blankenese in einem umgebauten Bauernhaus gewohnt. In einem zweiten Haus um die Ecke, Mörikestraße 24, verbunden durch einen Garten, hatte Eleonore Feldberg-Eber ihr Atelier eingerichtet, das auch zum Künstlertreff wurde. Dort befand sich auch eine reichhaltige Sammlung von Kunstwerken und Büchern. Nicht nur ihre eigenen Gemälde und Zeichnungen wurden gezeigt, sondern auch Radierungen von Max Liebermann und Lovis Corinth sowie Blätter von Slevogt, Barlach, Käthe Kollwitz, Erich Hartmann und Ahlers-Hestermann. Nachdem Lore Feldberg-Eber kurz nach Weihnachten 1938 Hamburg in Richtung England verlassen hatte, war ihr Atelier angeblich geplündert und Bilder teilweise im Garten verbrannt worden. Später hieß es: „Wie sich jetzt herausstellt, ist das Atelier weder von Unbekannten geplündert, noch [seien] die einzelnen Gegenstände von der Gestapo abgeholt worden.“ Es seien Beamte in Zolluniform gewesen, die ihre Bilder verbrannt hätten. Ein Nachbar berichtete, er habe verbrannte Bilderreste im Garten gesehen. „Die Leute wollten sehen, was Frau Eber zusammengeschnitten hätte.“ Auch ihre Haushälterin wurde 1961 befragt. Sie schätzte die Zahl der Ölbilder auf 50, auch einige Plastiken seien vorhanden gewesen. 1942 sei zuerst ihre Wohnung, in der ein U-Bootkapitän untergebracht wurde, und dann das Atelier ausgeräumt worden. Zunächst beschloss das Amt für Wiedergutmachung, dass lediglich 750 DM für den Schaden gezahlt werden sollten, dann wurde der Betrag auf auf 900 DM erhöht. Da diese Summe auf Ablehnung stieß, erhielt Dr. Diedrich Roskamp von der Kunsthalle den Auftrag, ein Gutachten zu erstellen. Der Sachverständige sollte sich dazu die erste Hamburger Nachkriegs-Ausstellung der Ma-

lerin in der Buchhandlung von der Höh, Rothenbaumchaussee 58, ansehen und danach beurteilen, ob das Schaffen der Künstlerin der Entschädigung des obersten Rückerstattungsgerichts Berlin vom Dezember 1960 entsprach. In der Zeitung „Die Welt“ war in dieser Zeit zu lesen, dass sich Frau Lore Feldberg-Eber mit der kleinen Ausstellung von Aquarellen ihren Freunden wieder ins Gedächtnis rufen wolle.<sup>15</sup> Das Gutachten fiel ganz anders aus als gedacht, denn am Ende wurden Lore Feldberg-Eber 29.770 DM für die Kunstwerke ausgezahlt und 33.000 DM für den Hausrat, der 1939 für 14.159 Reichsmark versteigert worden war.<sup>16</sup> Außerdem hatte Lore Feldberg-Eber 108.550 RM an „Judenvermögensabgabe“ gezahlt und 30.000 RM an den Jüdischen Religionsverband als Zwangsmittglied.<sup>17</sup> Eine Rückerstattung des Letzteren sei nicht möglich, hatte es 1950 geheißen. Zwar war das Gericht anderer Meinung doch wollte man in dieser Frage ein Grundsatzurteil abwarten.<sup>18</sup>

Lore Feldberg-Ebers Anwalt Barthold Mitte bezifferte ihre Anteile an den Grundstücken in der Mönckebergstraße und am Speersort auf über 3 Millionen RM. Anteile an weiteren Häusern kämen hinzu.<sup>19</sup>

Sally und Clara Feldbergs Sohn Carl (28.8.1893-1936, gest. in Haifa), der in der Firma seiner Eltern tätig war, heiratete Dorothea Kunow (17.7.1901-?). 1929 wurde ihre Tochter Brigitte geboren. Carls Schwester Hilde (11.10.1894-1945), geschiedene Kindler, heiratete in zweiter Ehe Hermann Frank, mit dem sie zwei Kinder hatte, Anita und Reinhard. Die jüngste Tochter Alice (12.12.1901-) wurde 1924 mit dem Kaufmann Herbert Lasch getraut, einem Bankkaufmann, der zwei Jahre in Buenos Aires gearbeitet hatte. 1939 emigrierte das Ehepaar nach Chile.

Herbert Lasch, ein gelernter Versicherungsmakler, lebte seit 1907 in Hamburg. Im Ersten Weltkrieg diente er als Soldat.<sup>20</sup> Vor der Flucht nach Santiago de Chile besaß er Aktien im Wert von 152.488 RM. Doch der Abschlag beim Kapitaltransfer betrug 94 Prozent! Ausge-

zahlt wurden ihm 3.670 Dollar. In einem Vergleich von 1956 erhielt er vom Hamburger Amt für Wiedergutmachung 48.138 DM zugesprochen.<sup>21</sup> Sein 1938 erworbenes Grundstück in der Inselstraße Nr. 22, das er nach dem Verkauf der Grundstücke Mönckebergstraße 15-19 erworben hatte, wurde 1951 mit rund 3.000 DM entschädigt.<sup>22</sup> Die Aktien seiner Frau Alice, insgesamt über 200.000 RM, waren zu einem großen Teil für den Kapitaltransfer bei der Emigration verbraucht worden, wie die Bank Brinkmann Wirtz & Co 1950 berichtete. Die Papiere konnten jedoch nicht mehr aufgefunden werden.<sup>23</sup>

Clara Feldberg hatte die Anteile ihres Mannes am Geschäft und an den Immobilien in der Hamburger Innenstadt behalten. Als Alleinerbin setzte sie ihre Tochter Hilde Kindler ein. Nach dem Tod ihres Sohnes Carl im Jahre 1936 bezog sie eine Wohnung in einer umgebauten Villa am Rondeel 41, die dem Bankier Max Magnus gehörte. So war sie wieder in der Nähe ihres Nachbarn Paul Rappolt (Rondeel 37) von der Firma Rappolt & Söhne an der Mönckebergstraße.<sup>24</sup> Auch sie hatte eine hohe Judenvermögensabgabe zu zahlen - 89.000 RM. Dafür verkaufte sie ihre Wertpapiere. 1953 erhielt die Tochter Alice Lasch dafür eine Entschädigung, nicht aber für das Geld, das die Mutter dem Religionsverband gezahlt hatte.<sup>25</sup>

Für das Tragen des Judensterns ab September 1941 erhielt die Erbin 150 DM als Entschädigung, allerdings nicht für zu viel gezahlte Hauszinssteuer, die für Juden um fast 50% erhöht war. Clara Feldberg war auch Mitinhaberin eines Geschäftshauses am Neuen Wall Nr. 59, das im Jahre 1950 völlig abbrannte.<sup>26</sup>

Claras Neffe Alexander (geboren 30.7.1899) übernahm mit 28 Jahren zusammen mit seinem Cousin Carl die Hauptverantwortung für die Firma Gebr. Feldberg. Er hatte bei Aron Bauer & Co. gelernt und dann bis 1917 bei Gebr. Robinsohn am Neuen Wall gearbeitet, bis er 1917 zum Heeresdienst an der Front einberufen wurde. Nach dem Krieg war er an verschiedenen Orten als kaufmännischer Angestellter tätig, ab

1925 dann in Hamburg, zunächst als Substitut bei der Firma Gebr. Feldberg. Er heiratete Margarete Friedländer, mit der er einen Sohn hatte. Das Ehepaar ließ sich 1930 scheiden. Später zog Margarethe Feldberg, geb. Friedländer, mit ihrem Sohn nach Lugano zu ihrem zweiten Ehemann Meyer, der den Sohn später adoptierte. Alexander Feldberg heiratete 1933 Margarethe Lissner. Ihr gemeinsamer Sohn hieß Thomas Daniel, geboren 1936. Eine dritte Ehe mit der 16 Jahre jüngeren Ilse Baer aus Wiesbaden (1915-?) ging er 1952 in Argentinien ein. Nach ihrer Rückkehr nach Hamburg wohnte die Familie in der Oberstraße 114.<sup>27</sup>

Der Umsatz der Firma Gebr. Feldberg lag bis 1933 im Durchschnitt bei 5 Millionen RM pro Jahr, war aber in den folgenden Jahren der NS-Herrschaft erheblich niedriger. Allgemein waren die Umsätze um 44 % gestiegen, bei Feldberg betrugen sie indessen nur ca. 3,5 Millionen RM. Der Grund waren der Boykotttag am 1. April 1933 und die Folgen für die Geschäfte von jüdischen Inhabern. Alexander Feldberg soll seine Bilanz, angesichts des schlechten Umsatzes, zerrissen haben, wie der Treuhänder von Rappolt & Söhne dem Nachbarn Feldbergs in einem Brief schrieb. Alexander Feldberg verdiente 1937 als Alleinverantwortlicher um 90.000 RM pro Jahr.<sup>28</sup>

Schon im Mai 1938 wurde die Firma an einen „arischen“ Eigentümer veräußert. Dieser war Heinrich Eichmeyer aus Lübeck, Hindenburgplatz 1, zuvor Geschäftsführer bei Karstadt in Wandsbek und in Lübeck. Er erwarb die Firma und den Mietvertrag für das Ladengeschäft (Mönckebergstraße 15-17) für 672.014 RM und ließ sogleich den Namen „Gebr. Feldberg“ entfernen und durch „Eichmeyer & Co“ ersetzen. Der Geschäftswert der Firma (z.B. für die Kundenkartei, good-will genannt) wurde aber überhaupt nicht berücksichtigt, denn das hatte die Regierung für alle Verkäufe dieser Art verboten.<sup>29</sup> Die von Eichmeyer übernommenen Waren sollten mit einem Abschlag von 33 1/3 Prozent bezahlt werden, abzüglich weiteren 20 Prozent. Er übernahm auch das Stoff- und Kurzwarenlager.

Das Inventar konnte er sich zu einem Schätzwert von 50.000 Reichsmark aneignen. Eichmeyer hatte für die Räumlichkeiten eine jährliche Miete von 117.000 Reichsmark zu zahlen; dies galt bis 1944. Alexander Feldberg war bereit, zu einem Monatsgehalt von 2.000 RM noch einige Zeit in der Firma tätig zu sein. Alle „nichtarischen“ Verkäufer wurden entlassen.<sup>30</sup>

1939 war ein Konsortium, bestehend aus der Commerz- und Privatbank („Compri-Bank“), mit Kaufinteresse an dem Grundstück an die Verkäufer herangetreten. Die Hauptkäufer des Grundstücks waren Eichmeyer und einige Mitstreiter, darunter auch ein Herr von Schinckel, der am Kauf des Rappolt-Hauses beteiligt war. „Schwierige Verhandlungen mit einer Käufergruppe (keine Namen),“ hieß es. Ein Kaufvertrag über 3.059.000 RM wurde vereinbart, eine fast gleiche hohe Summe wie bei den Rappolt-Häusern für 1,7 Millionen plus 1,4 Millionen. Grundsätzlich durfte der Verkaufspreis nicht höher als der Einheitswert sein. Im Februar 1941 sollte gegen Eichmeyer eine Klage erhoben werden, wegen einer noch ausstehenden Zahlung von 328.485 RM.<sup>31</sup>

Der Kaufvertrag hatte einen Umfang von 27 Seiten. Am 31. März 1939 war der Verkauf perfekt. Zu den Kommanditisten gehörten unter anderem E. Jung, Kurt Böhning, Edzard von Meyer, Dr. jur. Ernst von Lincke, Georg Heydorn und das Struckmeyer-Film-Theater (Passage-Kino). Alle Läden und Büros waren vermietet. Der Herrenausstatter Erich Braun (ab 1953 zusammen mit Unger) betrieb vom 30. März 1939 an und betreibt bis heute ein Ladengeschäft im Hause. Aufgrund eines Vergleichs der neuen Eigentümer mit den Feldberg-Erben wurde diesen das Grundstück gegen eine Zahlung von 260.000 DM im Juli 1950 an das Konsortium zurück;<sup>32</sup> davon erhielt H. Eichmeyer 20.000 DM an Entschädigung. Damit war das Grundstück wieder im Besitz der ehemaligen Eigentümer.<sup>33</sup> Die Übergabe fand am 28. November 1950 statt. Die Grundstücke waren allerdings noch mit Umstellungen-Grundsschulden belastet.<sup>34</sup> „Die Antragstel-

ler übernehmen alle persönlichen Verpflichtungen der Antragsgegner, die sich aus der 1939 erfolgten Übernahme und der seitherigen Verwaltung der oben bezeichneten Grundstücke ergeben“, hieß es in der Wiedergutmachungsakte.<sup>35</sup>

„Der Eigentümerwechsel erscheint in den Unterlagen der Wiedergutmachung wie ein legaler Verkauf“, schreibt Björn Eggert. Doch alle damaligen Verkäufe waren nicht freiwillig erfolgt, sondern stets auf Druck der NS-Machthaber. Wie üblich, hatte der NSDAP-Gauwirtschaftsberater bei der Vertragsgestaltung mitgewirkt und im Laufe der Verhandlungen Änderungen zugunsten des Käufers einfließen lassen. Wieder bedeutete der Zwangsverkauf für die jüdischen Angestellten den Verlust ihres Arbeitsplatzes.<sup>36</sup>

Vor seiner Auswanderung im Jahr 1938 ließ sich Alexander Feldberg neue Möbel anfertigen. „Es lag uns nicht, billig zu kaufen. Ich hatte das Beste vom Besten machen lassen und kann Ihnen sagen, dass einige Teile noch heute Zierde meiner Wohnung sind“, schrieb er 1957. Zur Verladung des Hausstandes erschienen Zollbeamte, um die Aktion zu überwachen. Dabei fielen ihnen neue Möbel auf, deren Mitnahme verboten war. Es handelte sich um einen Tisch mit sechs Stühlen, wobei Feldberg angegeben hatte, dass die Teile lediglich aufpoliert seien.<sup>37</sup> Neue Möbel, wie auch ein von ihm deklariertes Radio mit Tisch, widersprachen den Ausfuhrbestimmungen, die gegen Juden erlassen worden waren. Es kam zu einem Ordnungsstrafverfahren. Die Strafe beglich Feldberg, indem er sich Geld von Freunden lieh.<sup>38</sup> Eine Ehefrau aus der Familie Rappolt hatte sich vor ihrer Ausreise noch einen Pelzmantel bei Gebr. Feldberg arbeiten lassen, der ebenso bei der Devisenstelle nochmals teuer bezahlt werden musste.

Zur Ausreise der Feldbergs sollte auch die jüdische Säuglingspflegerin des Sohnes, Ilse Neugarten, mitkommen. Es mussten folglich vier Fahrkarten bezahlt werden, nach Uruguay und von dort später nach Argentinien. Plötzlich wurde eine Einwanderungssperre für Uruguay verhängt und die Feldbergs mussten Deutschland

bis spätestens 1. Oktober 1938 verlassen haben. Infolge der kurzen Frist konnte das in drei Lifts verladene Umzugsgut nicht mitgenommen werden. Ein luxuriöses Auto musste verkauft werden, um die nochmalige Zahlung des Kaufpreises an den Fiskus zu vermeiden.

Neun Koffer mit Garderobe nahmen die Feldbergs gleich mit. Ein Smoking mit zehn Smokinghemden und ein Frack durften nicht fehlen, ebenso wenig Reitstiefel. Die Liste der Lift-Inhalte überprüfte der Auktionator Heinrich Schopmann; dadurch erfuhr er zugleich, was es später eventuell für ihn zu versteigern gab. Da die Abreise schnell erfolgen musste, wurde die Zahlung offener Rechnungen nachträglich angemahnt.<sup>39</sup>

Die Lifts wurden nach Montevideo geschickt. Doch schon im Mai 1939 befand sich die Familie in Argentinien. In Buenos Aires nannte sich Alexander Feldberg Alejandro Maximo Feldberg. Von der Transfersumme war wie üblich ein Abschlag von 93 % vorgenommen worden. Seine späteren Einkünfte in Buenos Aires reichten aber nicht zum Leben, so dass die Familie auf Unterstützung angewiesen war.<sup>40</sup>

Die 1950 erfolgte Rückerstattung kam ihm nicht zugute, denn was er erhielt, wurde sofort für die Begleichung von Schulden verwandt. Eine neue Existenz hatte Alexander Feldberg sich nicht aufbauen können. Sprachkenntnisse besaß er nicht, somit fand er im Exil keine Anstellung. Zudem wurde er krank; er litt an Herzproblemen und vertrug das heiße Klima nicht. 1956 nach einem Hamburg-Besuch meinte er, er leide an einer Herzerkrankung, die eine OP erforderlich mache. Weitere Entschädigungssummen wurden ihm in den 50er Jahren zugestanden und dazu eine Rente, die kurz vor seinem Tod (1977) immerhin auf 1.842 DM erhöht worden war.<sup>41</sup>

Clara Feldberg, Alexanders Tante, die in Hamburg geblieben war, hatte sich im Oktober 1941 das Leben genommen, vermutlich, als sie ihren Deportationsbefehl erhielt. Ihre Tochter Hilde, ihre Alleinerbin, lebte in Lyssach (Bern), wo sie eine Pension führte. Ihr zweiter Mann

Hermann Frank war bereits 1932 verstorben. Vor ihrer Ausreise hatte sie 211.701 Reichsmark an Reichsfluchtsteuer zahlen müssen. Sie war auch als Alleinerbin im Testament ihres Mannes verzeichnet. Später sollte ihr Enkel beweisen, was an Schmuck und Silber bei der Großmutter vorhanden gewesen war. Dazu sollte das Ehepaar Lasch in Chile befragt werden. Sie berichteten, dass Dr. (Carl) Schellenberg 1960 mit ihnen zusammen das Gewölbe am Gänsemarkt (sicherlich ein Kellerraum in der Finanzbehörde) aufgesucht und festgestellt habe, dass die Silberbestecke der Familie nicht mehr vorhanden waren, nur eine Zuckerdose war auffindbar. In dieser Frage wurde auch die ehemalige Hausangestellte Erna Hasselbach um Aufklärung gebeten, die bereits im Oktober 1923 dort in der Familie zu arbeiten begonnen hatte. Sie berichtete, dass oft mehr als 20 Personen zu Gast zum Essen gewesen seien und es entsprechend viel Silber gegeben habe. Es ging auch um den Hausstand im Wert von 12.299 RM, doch eine Rückerstattung erfolgte hierfür nicht. Im gerichtlichen Vergleich für Schmuck und Silber wurden dem Enkel Reinhard Frank 14.000 DM angeboten.<sup>42</sup>

Hermann Frank, der zweite Ehemann von Hilde Kindler-Feldberg (1894 -1.8.1945), war Fabrikbesitzer in Leipzig, wo am 16. September 1928 ihr Sohn Reinhard geboren wurde.<sup>43</sup> Nach dem Tod des Vaters zog die Familie nach Berlin. Da die Kinder als Juden die Schule nicht weiter besuchen konnten, machte die ältere Schwester Anita (geb. 1921) im Jüdischen Krankenhaus eine Ausbildung als Krankenschwester und ihr Bruder Reinhard begann früh in einer Werkstatt im Krankenhaus zu arbeiten. 1939 hatte ihre Mutter noch eine Einreisebewilligung für die Schweiz erhalten, ihre Kinder wollte sie nach England schicken, aber das gelang nicht mehr. 1943 wurden die Kinder nach Theresienstadt deportiert, von dort kam Reinhard später nach Auschwitz. Anita wurde weiter nach Bergen-Belsen geschickt und dort 1945 umgebracht. Reinhard kam ins Arbeitslager Gleiwitz III und blieb dort bis zum Januar 1945. Damals wurde der Ab-

transport aller Häftlinge angeordnet. Bei dieser Gelegenheit floh Reinhard mit sechs weiteren Häftlingen und wurde bald von russischen Truppen aufgegriffen. Bis Kriegsende befand er sich in Bukarest, von dort begab er sich wieder nach Theresienstadt, um nach seiner Schwester Anita zu suchen. Reinhard blieb bis Juli dort, danach wanderte er nach Deggendorf, wo das erste große DP Lager errichtet worden war. Im Lager arbeitete er in einer Radio-Werkstatt bis März 1946. Anschließend reiste er nach Basel, wo vor kurzem seine Mutter verstorben war und er den Haushalt regeln wollte. Im Mai machte er sich auf den Weg nach England und lernte in London Englisch auf einer Sprachenschule. Sein Onkel Prof. Wilhelm Feldberg unterstützte ihn in Cambridge, wo dieser lebte und lehrte. Im August 1948 besuchte Reinhard dort eine technische Hochschule, um Elektrotechniker zu werden. Sein Traumberuf war dies nicht, doch 1953 konnte er seinen Abschluss machen.<sup>44</sup> 1959 wanderte er in die USA aus. 2001 gründete er in Hamburg, obwohl er hier nie gelebt hatte, in Erinnerung an seine Vorfahren die Reinhard Frank-Stiftung, die sich in der Mönckebergstraße Nr. 11 im Rappolt-Haus befindet.

Die Firma in Hamburg wurde nach dem Tod von Heinrich Eichmeyer 1969 von seiner Frau Elisabeth Eichmeyer (1896-?) als Hauptge-

sellschafterin der Firma Eichmeyer an der Mönckebergstraße übernommen. Die Umsätze hatten sich gut entwickelt. Sie lagen bereits 1960 bei 18 Millionen DM. 1988, als die Firma das 100jährige Jubiläum feierte, wurde Elisabeth Eichmeyers Neffe Georg Horeis Geschäftsführer. Sich unter dem Namen Eichmeyer als Firmengründer darzustellen, wie er es tat, war sehr dreist.<sup>45</sup>

1991 erwarb die Kaufhauskette Beutin (Inhaberin Anny Friede) aus Lübeck die Mehrheitsbeteiligung an der Firma Eichmeyer. Am Jungfernstieg besaß Beutin seit 1969 ein großes Haus. Seit 2004 befindet sich im alten Gebäude der Feldbergs an der Mönckebergstraße die Firma AppelrathCüpper.

Diese Firma gehörte zur Douglas-Firmengruppe und diese wiederum zur amerikanischen Firma Advent. Inzwischen wurde die Firma nochmals verkauft und schien vor dem Konkurs zu stehen, doch werden gegenwärtig neue Herbstwaren im Schaufenster gezeigt. Jetzt hat ein Österreicher namens Peter Graf die Firma übernommen, nachdem zuvor ein britischer Finanzinvestor („OpCapita“) der Inhaber war. Das erste Haus von AppelrathCüpper, in Aachen im 19. Jahrhundert gegründet, übernahmen später drei jüdische Inhaber, die wie die Feldbergs Haus und Firma in Aachen zwangsweise verkaufen mussten.



Das Firmengebäude heute  
Foto: Sylvia Steckmest

- 1 Ihre Eltern waren Alexander Feldberg und Minna geb. Kohlberg (oder Freundlich).
- 2 Die Versicherungssumme des Gebäudes Rathausstraße 14 betrug 99.770 RM. Staatsarchiv Hamburg (im Folgenden: StAHbg), 333-1/1 Feuerkasse, II 10 Bd. II Teil 1, S. 59.
- 3 StAHbg, 311-2 IV Finanzdeputation IV, DV I D 2a II 4 c.
- 4 Ebenda, 311-2 IV Finanzdeputation IV, DV I D 2a L I B II 4e.
- 5 Das 568 Quadratmeter umfassende Grundstück lag preislich bei insgesamt 650.200 Mark (ebenda, 311-2 IV Finanzdeputation IV, DV I D 2a LI B II 4b und 4c).
- 6 Ebenda, 311-2 IV Finanzdeputation IV, DV III C3a 61 B3 d I.
- 7 Ebenda, 311-2 IV Finanzdeputation IV, 8991.
- 8 Ebenda, 311-2 IV Finanzdeputation IV, 6787.
- 9 Die Feldbergs wohnten zuvor am Grindelhof, dann in der Werderstraße.
- 10 Der Bruder Emil wohnte zuvor in der Schlüterstraße.
- 11 Wie Anm. 2, 731-8 Zeitungsausschnittsammlung, A 756, Emil Daniel Feldberg (Hamburger Nachrichten vom 15.2.1914).
- 12 Ebenda, „Hamburger Nachrichten“ vom 16.2.1914.
- 13 Ebenda, 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 23494.
- 14 Artikel über Lore Feldberg-Eber in: Der neue Rump, Neumünster 2013, S.119. Vor wenigen Jahren waren Gemälde von ihr im Jenisch-Haus ausgestellt.
- 15 Die Welt vom 21.6.1961, in StAHbg, 213-13 Landgericht-Wiedergutmachung, 23970.
- 16 Ebd. 23970, Blatt 16 und 66-80.
- 17 Alle Juden, die sich hatten taufen lassen, mussten in den jüdischen Religionsverband eintreten.
- 18 StAHbg, 213-13 Landgericht - Wiedergutmachung, 3207.
- 19 Ebenda, 232-5 Amtsgericht Hamburg - Vormundschafswesen, 383, S. 11-13.
- 20 Er war der Sohn des späteren Direktors der Dresdner Bank.
- 21 StAHbg (wie Anm. 2), 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 1306, S. 36.
- 22 Ebenda, 231-13 Landgericht-Wiedergutmachung, 5887.
- 23 Ebenda, 5888.
- 24 Björn Eggert, Stolperstein zu Clara Feldberg, geb Löwenstein [http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN\\_ID](http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN_ID), aufgerufen am 9.12.2019.
- 25 StAHbg (wie Anm. 2), 213-13 Amt für Wiedergutmachung, 7297, S. 23. Hilde Frank lebte damals bereits nicht mehr.
- 26 Ebenda, 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 1513, S. 18-24.
- 27 Ebenda, 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 40865.
- 28 Bei diesem Einkommen waren ca. 35 Prozent an Einkommenssteuer zu zahlen. In der Bilanz vom 15.8.1938 erscheint ein Warenbestand von 589.721 RM. Inventar: 47.650 RM. Gehälter der Angestellten: 22.227 RM, Umsatzsteuer: 7.018 RM, Telefon und Telegramme: 245 RM., Gewerbesteuer: 4.079 RM. Die Durchschnitts-Umsatzgeschwindigkeit (= Lagerumschlag) in dieser Branche lag zwischen 5-6 im Jahr, bei Eichmeyer lag sie 1960 bei 12. Vgl. ebenda: 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 22687. Feldberg schrieb dazu: „Man kann kalkulieren, dass der Reingewinn in Fachgeschäften der Damenoberbekleidung im Einzelhandel mit 15% zu veranschlagen war.“ Ebenda, A 34.
- 29 Ebenda 22687.
- 30 Ebenda, 213-13 Landgericht-Wiedergutmachung, 3210, Blatt 10-13.
- 31 Ebenda, 232-5 Vormundschafswesen, 383, S. 16f und S. 77.
- 32 In einer anderen Unterlage ist von Reduzierung auf 200.000 DM die Rede.
- 33 StAHbg (wie Anm. 2), 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 1513, 2. Mappe, S. 1-43.
- 34 Ebenda, 213-13 Landgericht-Wiedergutmachung, 3210, Blatt 28-39. 100.000 DM erhielt Franz Westermann zurück, andere erhielten 20.000 DM und weitere zusammen 20.000 DM.
- 35 Ebenda, 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 22687, S. 101-103.
- 36 Ebenda, 314-15 Oberfinanzpräsident, F 504 Band 1. Siehe auch Björn Eggert, [http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN\\_ID](http://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN_ID) aufgerufen am 9.12.1919.
- 37 StAHbg (wie Anm. 2), 314-15 Oberfinanzpräsident, Str. 476.
- 38 Ebenda, 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 22687.
- 39 Ebenda, 314-15 Oberfinanzpräsident, F 504 Bd. 1.
- 40 Ebenda, 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 22687, 2. Mappe, S.14.
- 41 Ebenda.
- 42 Ebenda, 213-13 Landgericht Hamburg - Wiedergutmachung, 20828
- 43 Ebenda, 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 48892, 1. Mappe, S. 2-35.
- 44 Ebenda, 351-11 Amt für Wiedergutmachung, 48892, 2. Mappe S. 7-8.
- 45 Ebenda, 731-8 Zeitungsausschnittsammlung, A 755, Elisabeth Eichmeyer, Hamburger Abendblatt vom 27. 10 1988.

JUTTA BRADEN

## Eine Hundegeschichte: Fanny Hertz' Hund Mylord

Am 20. September 1827 schilderte Rosa Maria Assing in ihrem Tagebuch eine Begebenheit um ihre Freundin Fanny Hertz und den Hund Mylord ihrer Familie, die wohl auch noch heute den meisten Hundebesitzern zu Herzen geht. Thema zwischen beiden Freundinnen an jenem Tag war das kürzlich in Hamburg eröffnete Stadttheater an der Dammtorstraße sowie die Sängerin Therese Devrient, die dort offenbar aufgetreten war.<sup>1</sup> Fanny Hertz' Erklärung dafür, dass sie weder das neue Theater noch die Devrient gesehen hatte, hielt Rosa Maria wie folgt in ihrem Tagebuch fest: Fanny „und ihr Mann [das war der Bankier im Ruhestand Jacob Moses Hertz]“ seien „eines abends“ zwar dort „hingegangen, um das Schauspiel zu besuchen, da sie aber ihren Hund Mylord bei sich hatten“, den „man [...] nicht einlassen“ wollte, „sie [...] sich aber nicht von ihm trennen“ wollten, weil „sie befürchteten ihn zu verlieren“, seien „sie daher lieber zurück[gegangen]“ und hätten „ihr Vorhaben auf[gegeben]“. „Dir“, habe Fanny hinzugefügt, „die ihren Michel [das war der im Jahr zuvor verstorbene Pudel der Familie Assing<sup>2</sup>] so lieb hatte, darf man wohl so etwas erzählen. Andere würden über uns lachen“.<sup>3</sup>

Fannys Befürchtung, mit ihrer Besorgnis um einen Hund bei den meisten ihrer Zeitgenossen auf wenig Verständnis zu stoßen, erscheint nicht abwegig. Denn die Haltung von

Hunden war lange ein Königshäusern und dem Adel vorbehaltenes Privileg; zwar lebten Hunde seit langem auch in Städten in der Nähe der Menschen, aber erst um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert begann die Sichtweise auf Hunde als menschliche Gefährten sich auch im städtischen Bürgertum auszubreiten.<sup>4</sup> Rosa Maria Assings Tagebucheintrag ist ein Beleg dafür, dass Hunde in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auch die Herzen von Angehörigen jüdischer Familien erobern konnten.

Wer war die Tagebuchschreiberin, der, wie sie festhielt, diese „kleine, artige Geschichte“ über das Ehepaar Hertz und deren Hund Mylord Freude bereitete?<sup>5</sup> Rosa Maria Assing (1783-1840) war die ältere Schwester des Diplomaten, Schriftstellers und Publizisten Karl August Varnhagen von Ense (1785-1858), der seit 1814 mit



Fanny Hertz (1777-1829)

Staatsarchiv Hamburg, 622-1/120, Nr. 749, Mappe 6



Jacob Moses Hertz (1752-1833)

Staatsarchiv Hamburg, 622-1/120, Nr. 852

Vor ihrer Ehe hatte Rosa Maria Varnhagen ihren Lebensunterhalt als Gesellschafterin bzw. Gouvernante verdient, u. a. bei einer Kaufmannswitwe Reissig und von 1807 bis 1810 dann bei der Familie von Georg und Recha Oppenheimer.<sup>10</sup> Ihre Freundschaft mit Fanny Hertz entstand in den Jahren 1804 bis 1806, als Rosa Marias Bruder Karl August sich u. a. als Hauslehrer in der Familie Hertz in Hamburg aufhielt.<sup>11</sup>

Damals lebte Fanny Hertz (1777-1829) mit ihrer Familie im Neuen Steinweg 81 in der Hamburger Neustadt. Fanny war die Tochter des königlich-preussischen Lottereeinnehmers Selig Moses Bacher (?-1827) in Potsdam und dessen Ehefrau Blümche, geborene Gugenheim (?-1788), einer Halbschwester der Ehefrau des jüdischen Philosophen und Aufklärers Moses Mendelssohn, Fromet.<sup>12</sup> 1798 hatte Fanny den mehr als 20 Jahre älteren Bankier Jacob Moses Hertz (1752-1833) geheiratet, der gemeinsam mit Familienangehörigen das Bankgeschäft „Moses Hertz Söhne“ betrieb.<sup>13</sup>

Im Zusammenhang mit der Wiederbesetzung Hamburgs durch die Franzosen im Mai/Juni 1813 wurde das Bankgeschäft „Moses Hertz Söhne“ liquidiert und die Familie Hertz [Fanny und ihr Mann sowie die drei Söhne Adolph Jacob (1800-1866),<sup>14</sup> Solm (1801-1852) und Eduard Jacob (1811-1882)] verlegte ihren Wohnsitz nach London. Nach ihrer Rückkehr 1815 ließ sich die Familie in der Palmaille in Altona nieder, wo sie 1827 eines der zehn sogenannten Bourschen Häuser (Palmaille Nr. 450) bewohnte, die der Kaufmann Georg Friedrich Baur 1824

der bekannten jüdischen Salonière Rahel Levin in Berlin verheiratet war.<sup>6</sup> Wie die Ehefrau ihres Bruders stammte auch Rosa Marias Ehemann aus einer jüdischen Familie, sie schloss 1816 mit dem Arzt David Assur aus Königsberg die Ehe, der sich seit seiner Taufe im Februar des gleichen Jahres David Assur Assing (1787-1842) nannte.<sup>7</sup> Wohnhaft in der Poolstraße 358 (heute Nr. 15) in der Hamburger Neustadt, unterhielten Assings dort einen von einer „freisinnige[n] intellektuelle[n] Atmosphäre“ geprägten Salon, der von ihren Freunden vor Ort, darunter der jüdische Aufklärer, Arzt und Religionsphilosoph Salomon Ludwig Steinheim (1789-1866) und dessen Ehefrau Johanna (Hinde), geborene Matthiessen,<sup>8</sup> aber auch auswärtigen Besuchern, wie z. B. den Schriftstellern Heinrich Heine, Friedrich Hebbel und Karl Gutzkow besucht wurde. Von ihren beiden Töchtern Ottilie (1819-1884) und Ludmilla (1821-1880) wurde die jüngere später bekannt als Herausgeberin der Schriften ihres Onkels Karl August Varnhagen.<sup>9</sup>

bis 1825 durch den Architekten Johann Matthias Hansen, einem Neffen von Christian Friedrich Hansen, hatte errichten lassen.<sup>15</sup>

An dieser Stelle gilt es, sich noch einmal den Wortlaut der „kleinen, artigen Geschichte“ über das Ehepaar Hertz und dessen missglückten Theaterbesuch mit Hund in Rosa Maria Assings Tagebuch zu vergegenwärtigen. Es heißt darin ja explizit, Fanny, ihr Mann und der Hund Mylord seien zum Stadttheater in Hamburg „gegangen“ und nach dem Nichteinlass mit Hund von dort wieder nach Hause „zurück[gegangen]“! Wenn Rosa Marias Wiedergabe der Schilderung ihrer Freundin korrekt ist, dann gingen Fanny und ihr Mann mit ihrem Hund Mylord an dem fraglichen Sommerabend also offenbar zu Fuß von der Palmaille in Altona zum Stadttheater in Hamburg an der Dammtorstraße und wieder zurück und legten so eine beachtliche Wegstrecke von um die 20 Kilometer zurück.<sup>16</sup> Auch die Familie Assing pflegte, wie aus Rosa Marias Tagebuch hervorgeht, den Weg von ihrem Haus in der Poolstraße zu Fanny Hertz oder zu ihren Freunden Steinheim in Altona zu Fuß zu bewältigen, und das auch im Winter.<sup>17</sup> Das zeigt, wie selbstverständlich es in jener Zeit war, sich per pedes fortzubewegen, und das anscheinend auch für wohl situierte Leute wie das Ehepaar Hertz, das sich eine Mietdroschke zweifellos hätte leisten können.<sup>18</sup>

Offenbar hatte Fanny Hertz eine besonders enge Bindung zu dem Hund Mylord; sie zog dessen Gesellschaft sogar der anderer Menschen vor, wie Rosa Maria am 7. Dezember 1828 in ihrem Tagebuch notierte.<sup>19</sup> Allerdings litt Fanny zu diesem Zeitpunkt wohl schon an einer psychischen Erkrankung, in deren Folge sie 1829 in der „Irrenanstalt“ in Barmbek untergebracht werden musste.<sup>20</sup> Dort erlangte sie zwar „ihren Verstand wieder“, wie Rosa Maria schrieb, zog sich aber eine „schnell zum Tode führende Brusterkrankung zu“, an der sie am 20. Juli 1829 starb.<sup>21</sup>

Der Hund Mylord überlebte sein „Frauchen“ Fanny anscheinend um mehrere Jahre, wie Aufzeichnungen ihrer Enkelin Fanny Johanna, der 1826 geborenen Tochter von Adolph Jacob

Hertz und seiner Ehefrau Emma Dina, geborene Beets (1803-1891), zu entnehmen ist. Im Alter von fünf oder sechs Jahren sei sie, so Fanny Johannas Bericht, von der elterlichen Wohnung in der Deichstraße 56 „öfter ausgeschickt“ worden, um ihren Großvater zu besuchen, der seit dem Tod seiner Frau wieder in Hamburg, und zwar auf dem Zeughausmarkt wohnte.<sup>22</sup> „Mutter gab mir dann“, schrieb Fanny Johanna, „in Papier gewickelt einige Schillinge mit. Dafür musste ich auf dem Hinwege auf dem alten Steinweg in einer Tabakshandlung eine kleine Portion Schnupftabaks (sic!) kaufen und dem Großvater als Geschenk mitbringen. Ich entsinne mich sehr gut der hübschen Wohnstube, eine Treppe hoch. Der Großvater war sehr liebevoll zu mir und hatte in einer bestimmten Schieblade immer etwas Bisquit. Mein Freund war der große Hund Mylord, der so geschickt die Türen allein aufmachen konnte, und dann mit einem Freudensprung mich begrüßte.“<sup>23</sup>

Wie kam die Familie Hertz wohl „auf den Hund“? Die Anregung, einen Hund in die Familie aufzunehmen, könnte von den jüngeren Söhnen Solm und Eduard ausgegangen sein. Beide Hertz-Söhne lernten die Landwirtschaft, offenbar eine damals in der jüdischen Oberschicht übliche Berufswahl für Sprösslinge, die weder Talent für eine kaufmännische noch akademische Ausbildung besaßen.<sup>24</sup> Während Solm Hertz bei dieser Profession blieb,<sup>25</sup> bildete sich Eduard weiter, nachdem er u. a. im Lauenburgischen und wohl auf dem Gut Böhlendorf der Familie von Kardoff in Mecklenburg die Landwirtschaft erlernt hatte.<sup>26</sup> 1830 nahm er ein Medizinstudium an der Kieler Universität auf und gab dabei an, die Befähigung dazu durch Privatunterricht erlangt zu haben.<sup>27</sup> Der Name eines seiner Privatlehrer ist bekannt, 1825 war es der spätere Altphilologe Theodor Friedrich Heyse (1803-1884).<sup>28</sup>

Wie lange Eduard Medizin studierte, ist unbekannt, feststeht, dass er anschließend die Veterinärschulen in Berlin, Wien und Hannover besuchte, 1837 in Hamburg das Examen ableg-

te und als Tierarzt konzessioniert wurde.<sup>29</sup> Seit 1840 praktizierte er in der Kleinen Drehbahn 36, ab 1852 dann in der Nummer 15 derselben Straße.<sup>30</sup> 1843 ließ Eduard Hertz sich taufen, wurde Hamburger Bürger und heiratete Johanna Maria Margaretha Stegen (1815-um 1909) aus Allermöhe. 1849 wurde dem Ehepaar der Sohn Eduard Adolph geboren (gest. 1917).<sup>31</sup> Seinen Beruf als Tierarzt auszuüben, war Eduard Hertz nur wenige Jahre vergönnt, denn 1855 brach bei ihm eine Geisteskrankheit aus, nachdem sich bereits seit mehreren Jahren „Spuren von Irrsinn“

bei ihm gezeigt hatten.<sup>32</sup> Diese waren, wie sein Bruder Adolph Jacob angab, anfänglich „harmloser Art“ und wurden in der Familie „als Fantasien eines Sonderlings betrachtet“, bis dann 1855 bei Eduard Hertz der „wirkliche [...] Wahnsinn“ eintrat.<sup>33</sup> Entmündigt und unter Vormundschaft gestellt, war er bis zum Ende seines Lebens in verschiedenen Einrichtungen untergebracht, erst in Schleswig und zuletzt in der von dem Psychiater Carl Reiner Hertz (1817-1897) 1849 in Bonn begründeten „Hertz'schen Privat-Heil- und Pflegeanstalt“.<sup>34</sup>

- 1 Zu Therese Devrient (1803-1882), geboren in Hamburg als Tochter des Kaufmanns Simon Schlesinger, die sich auch als Schriftstellerin hervortat, vgl. Devrient, Therese, Indexeintrag: Deutsche Biographie, <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116089121.html> [12.06.2021]; siehe dazu auch den Artikel über ihren Ehemann, den Schauspieler und Sänger Eduard Devrient (1801-1877): [https://de.wikipedia.org/wiki/Eduard\\_Devrient](https://de.wikipedia.org/wiki/Eduard_Devrient); Therese Devrient: Lebenserinnerungen. Hg. von Hans Devrient. Stuttgart 1905. Zum 1827 eröffneten Stadttheater siehe Hamburg Lexikon. Hg. von Franklin Kopitzsch und Daniel Tilgner. Hamburg 2010, S. 379-380 (Lemma „Kalkhof“).
- 2 Siehe dazu Rosa Marias Schilderung des Leidens und Sterbens ihres Hundes Michel: Jagellionen Bibliothek Krakau, Berolinka, Sammlung Varnhagen 17, fragm., Tagebuch Rosa Maria Assing, geb. Varnhagen 1823-1831, 4.7.1826, Seite 186 des Digitalisats (im Folgenden zitiert als Tagebuch Rosa Maria): <https://jbc.bj.uj.edu.pl/dlibra/publication/381036/edition/362770>.
- 3 Ebd., 20.9.1827.
- 4 Zu frei in der Stadt Hamburg in der Frühen Neuzeit herumlaufenden Hunden als Objekte der Sozialdisziplinierung vgl. Nicole Lange: „Policy“ und Umwelt in der Frühen Neuzeit: Umweltpolitik in Hamburg als Sozialdisziplinierung. In: ZHG 76 (1990), S. 13-40, hier S. 30; zum neuen Gefährten-Status von Hunden im 19. Jahrhundert vgl. Alexander Gerlach: Treue Gefährten. Kulturgeschichte der Mensch-Tier-Beziehung. Artikel vom 2.11.2017 in <https://www.deutschlandfunk.de/>

- 5 Zitat vgl. Tagebuch Rosa Maria (wie Anm. 2), 20.9.1827.
- 6 Zu Varnhagen vgl. Oskar F. Walzel: „Varnhagen von Ense, Karl August“ in: Allgemeine Deutsche Biographie 39 (1895), S. 769-780 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd118626167.html#adbcontent> (gesehen 19.11.20); zu Rahel Levin siehe Sulamith Sparre: Rahel Levin Varnhagen (1771-1833). Salonière, Aufklärerin, Selbstdenkerin, romantische Individualistin, Jüdin. Lich/Hessen 2007 (Widerständige Frauen, Band 3); zu den jüdischen Salons in Berlin vgl. Hannah Lotte Lund: Der Berliner „jüdische Salon“ um 1800. Emanzipation in der Debatte. Berlin/Boston 2012 (Europäisch-jüdische Studien, Band 1).
- 7 Staatsarchiv Hamburg (im Folgenden: StAH), 512-4, St. Katharinenkirche, A XVII a 19 Bd. 2 (Taufregister), Nr. 65, 19.2.1816.
- 8 Siehe zu Steinheim: Margret Heitmann: Steinheim, Salomon Ludwig. In: Das Jüdische Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk. Hg. vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden. Göttingen 2006, S. 239; sowie den Artikel in Metzler Lexikon Jüdischer Philosophen <https://www.spektrum.de/lexikon/juedische-philosophen/salomon-ludwig-steinheim/158> (gesehen 15.6.2021); Zitat vgl. Dirk Brietzke: Assing, Ludmilla. In: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Hg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke., Band 2. Hamburg 2003, S. 32-33, hier S. 32.
- 9 Vgl. dazu Nikolaus Gatter: „Ihr edles, stilles, konsequentes Wesen und Leben bewundre ich immer“ –

- Heines Freundinnen Rosa Maria und Rahel Varnhagen. In: Beate Borowka-Clausberg (Hg., im Auftrag des Heine-Haus e.V.): Salonfähig. Frauen in der Heine-Zeit. Heidelberg 2016, S. 25-39, hier S. 30-34; Brietzke: Assing, Ludmilla (wie Anm. 8). S. 32-33.
- 10 Gatter, Ihr edles (wie Anm. 9), S. 27-30; Claudia Schnurmann: Brücken aus Papier. Atlantischer Wissenstransfer in dem Briefnetzwerk des deutsch-amerikanischen Ehepaars Francis und Mathilde Lieber, 1827-1872. Berlin u. a.: LIT-Verlag 2014 (Atlantic cultural studies, Vol. 11), S. 90, 103; zu Georg und Recha Oppenheimer vgl. Jutta Braden: Bürgerlichkeit und Konversionen in jüdischen Familien in Hamburg am Anfang des 19. Jahrhunderts. In: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden 26 (2016), 1, S. 175-218 (Themenheft: Festschrift J. Battenberg zum 70. Geburtstag, hg. von Markus J. Wenninger und Rotraud Ries).
- 11 Gatter, Ihr edles (wie Anm. 9), S. 28.
- 12 Siehe dazu demnächst: Jutta Braden: Fromet Mendelssohns Geschwister: Familiäre Netzwerke zwischen Berlin, Kiel, Kopenhagen und Hamburg im 18. und 19. Jahrhundert. In: Mendelssohn Studien. Beiträge zur neueren deutschen Kulturgeschichte. Band 21. Hg. von Roland Schmidt-Hensel und Christoph Schulte. Hannover 2021 (im Druck).
- 13 Jutta Braden: Ein Fundstück zu Heinrich Heines Gedicht „Ein Jüngling liebt ein Mädchen“. In Liskor 22 (Juni 2021), S. 35-36; zu diesem Zweig der Familie Hertz vgl. Deutsches Geschlechterbuch. Band 216. Hamburgisches Geschlechterbuch. Band 17. Bearbeitet von Daniel Ihonor. Limburg/Lahn 2003, S. 102-141.
- 14 Zu Adolph Jacob Hertz vgl. Hans W. Hertz: „Hertz, Adolph“ in: Neue Deutsche Biographie 8 (1969), S. 708 f. [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd123566487.html#ndbcontent> (gesehen 14.6.2021); Braden, Ein Fundstück (wie Anm. 13), S. 35-36; über das Leben der kinderreichen Familie von Adolph Jacob und Emma Dina Hertz berichtet deren Sohn Paul in: Paul Hertz: Unser Elternhaus. Wiederabdruck der Familienausgabe von 1883. Hamburg 1895 (Hamburgische Liebhaberbibliothek, Band 2).
- 15 Vgl. Deborah Hertz: Hertz, Fanny Bacher. In: Das Jüdische Hamburg (wie Anm. 7), S. 113-114; dies.: Wie Juden Deutsche wurden. Die Welt jüdischer Konvertiten vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Aus dem Englischen von Thomas Bertram. Frankfurt/New York 2010 (englische Originalausgabe 2007), S. 97f., 109; unter dem Arbeitstitel „Fanny Hertz (1777-1829) – das Porträt einer Jüdin in Hamburg 1798-1815“ arbeite ich zudem an einem Aufsatz über Fanny Hertz, der voraussichtlich 2022 in der Zeitschrift für Hamburgische Geschichte erscheinen wird. Zu den Bourschen Häusern an der Palmaille vgl. Julie Grüner: Erinnerungen an das Haus meiner Großeltern Baur im dänischen Altona. Hg. von Francisca Gründer. Ins Deutsche übersetzt von Max und Martha Steidtmann und mit Erläuterungen versehen von Hans W. Hertz. Hamburg 1965 (Gesellschaft der Bücherfreunde zu Hamburg), S. 171.
- 16 Blickt man auf die der Topographie von Gaedechens beigegebenen Karte, könnte das Ehepaar Hertz folgende Route gegangen sein: von der Palmaille in die Breite Straße, Lange Straße, Bergstraße, Silbersack Straße, Reeperbahn, dann durchs Millerntor nach Hamburg hinein, von dort über den Neuen Steinweg zum Großneumarkt, dann durch Thielbek, Kohlhöfen, Neustädter Neustraße, ABC-Straße zum Gänsemarkt und von dort in die Dammtorstraße. Vgl. C[ypriano] F[ranciscus] Gaedechens: Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg und ihrer nächsten Umgebung von der Entstehung bis auf die Gegenwart. Mit drei Karten. Hamburg 1880, dritte Karte im Anhang.
- 17 Vgl. z. B. Tagebuch Rosa Maria (wie Anm. 2), 2.5.1825, 16.7. und 20.9.1827.
- 18 Seit 1824 verband zwar eine Pferdeomnibuslinie die Nachbarstädte Hamburg und Altona, allerdings verkehrte diese mutmaßlich in großen zeitlichen Intervallen. Vgl. Hamburg Lexikon (wie Anm. 1), S. 680; zumindest die Pferdebahn zwischen Hamburg und Eppendorf fuhr noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lediglich in mehrstündigen Intervallen. Vgl. Peter Niemeyer: Die Pferdebahn von Hamburg nach Eppendorf. Seit 120 Jahren Schienenanbindung. In: Der Eppendorfer, Heft 3 (2000), S. 12-13, hier S. 12.
- 19 Tagebuch Rosa Maria (wie Anm. 2), 7.12.1828.
- 20 Ebd., 20.7.1829.
- 21 Ebd.
- 22 StAH (wie Anm. 7), 622-1/120, Familienarchiv Hertz, Nr. 69: darin 1909 von Fanny Johanna Hertz (1826-1913) aufgezeichnete Erinnerungen; Fanny Johanna war seit 1847 verheiratet mit ihrem Vetter, dem Verlagsbuchhändler Wilhelm Ludwig Hertz (1822-1901) in Berlin.
- 23 Ebd.
- 24 Auch Richard Moritz Oppenheimer, der älteste Sohn von Jacob Amsel und Emilie Oppenheimer, der von seinem Neffen Martin Haller als „sehr unfähige[r] leichtsinnige[r] Genußmensch“ charakterisiert wurde, absolvierte eine landwirtschaftliche Ausbildung. Vgl. Claus Gossler (Hg): Die Lebenserinnerungen des Hamburger Architekten Martin Haller (1835-1925). Porträt einer großbürgerlichen Epoche der Hansestadt. Göttingen 2019 (Beiträge zur Geschichte Hamburgs, Band 68), S. 93.
- 25 Über Solm Hertz' landwirtschaftliches Engagement werde ich demnächst in dieser Zeitschrift berichten.
- 26 Das „Lauenburgische“ als Eduards Aufenthaltsort erwähnte Rosa Maria in ihrem Tagebuch. Vgl. Tagebuch Rosa Maria (wie Anm. 2), 10.9.1826. Vielleicht hatte Eduard selbst auch einen Hund, denn in einem Brief vom 21.7.1827 berichtete Fanny ihrer Freundin Rosa Maria, dass „Eduards Hund richtig [aus dem Lauenburgischen?] zurückgekommen“ sei, sie es aber für einen „recht kindliche[n] Entschluss“ halte, dass Eduard den Hund – offenbar alleine – nach Altona zurückgeschickt habe. Vgl. StAH, (wie Anm. 7), 622-1/120, Familienarchiv Hertz, Nr. 887, Kopien aus der Sammlung Varnhagen in der Jagiellonen Bibliothek in Krakau, Bl. 402-403. Im selben Jahr 1826 oder später wechselte Eduard Jacob wohl zum Gut Böhlendorf. Vgl. ebd., 622-1/120, Familienarchiv Hertz, Nr. 506, darin: Aufzeichnungen von Eduard Jacob Hertz; zum Gut Böhlendorf vgl. [https://gutshaeuser.de/de/guts\\_herrenhaeuser/gutshaeuser\\_b/gutshaus\\_boehendorf](https://gutshaeuser.de/de/guts_herrenhaeuser/gutshaeuser_b/gutshaus_boehendorf) (gesehen 17.6.2021).
- 27 Vgl. Das Album der Christians-Albrechts-Universität zu Kiel, Nr. 9480, April 1830. Zugänglich über: [https://dibiki.ub.uni-kiel.de/viewer/image/PPN737665971/266/LOG\\_0025/](https://dibiki.ub.uni-kiel.de/viewer/image/PPN737665971/266/LOG_0025/) (gesehen 17.6.2021).
- 28 Vgl. Tagebuch Rosa Maria (wie Anm. 2), 9.12.1825. Th. F. Heyse war der Bruder des Philologen Karl Wilhelm Ludwig Heyse, der zeitweise Lehrer von Felix Mendelssohn Bartholdy war und aus dessen Ehe mit Julie Saaling/Salomon 1830 der spätere Schriftsteller Paul Heyse hervorging. Vgl. folgenden, am 17.6.2021 eingesehenen Artikel [https://de.wikipedia.org/wiki/Theodor\\_Heyse](https://de.wikipedia.org/wiki/Theodor_Heyse).
- 29 Vgl. StAH (wie Anm. 7), 232-1, Vormundschaftsbehörde, Kuratelen, Nr. 1119, Bericht Adolph Jacob Hertz über seinen Bruder Eduard, 8.1.1856.
- 30 Hamburgisches Adressbuch für das Jahr 1840 und 1852.
- 31 StAH (wie Anm. 7), St. Paulikirche, IX B 1 j (Taufregister), 7.7.1843 Nr. 277; ebd., 232-1, Vormundschaftsbehörde, Kuratelen, Nr. 1119, Bericht Adolph Jacob Hertz über seinen Bruder Eduard, 8.1.1856.
- 32 Ebd.
- 33 Ebd.
- 34 Das ergibt sich aus dem Rechnungsbuch seiner Vormünder (das waren sein Bruder Adolph Jacob Hertz, nach dessen Tod 1866 dessen Sohn Adolph Ferdinand Hertz). Vgl. StAH (wie Anm. 7), 622-1/154, Familienarchiv Hertz, D 2. Zur Bonner Anstalt vgl. folgenden am 17.6.2021 eingesehenen Artikel: [https://de.wikipedia.org/wiki/Carl\\_Reiner\\_Hertz](https://de.wikipedia.org/wiki/Carl_Reiner_Hertz)



JÜRGEN SIELEMANN

## Neues aus unserer Bibliothek

Silke Kaiser, **Jüdische Identität in Deutschland und im Exil. Der Lebensweg des Wissenschaftlerehepaars Hans und Rahel Liebeschütz**. ISBN 978-3-943423-79-2. Hamburg 2021, 333 S.

„Ich meine, dass Frau Kaiser das Leben meiner Eltern in ihrer gefährvollen Umwelt so dargestellt hat, wie es wirklich gewesen ist.“ Mit diesem Satz beurteilte Professor Wolfgang Liebeschütz Silke Kaisers Beschreibung des Lebens-

weges von Hans und Rahel Liebeschütz, eines hoch verdienten Hamburger Wissenschaftlerehepaars. Vorangestellt ist ein höchst lesenswerter Beitrag von Rainer Hering über die biografische Dimension in der Universitäts- und Wirtschaftsgeschichte. Hering erinnert daran, dass Biografien in den späten sechziger und vor allem siebziger Jahren von sozialwissenschaftlichen Konzepten für einige Zeit verdrängt wurden. Manche Lebensbeschreibung blieb damals bedauerlicherweise ungeschrieben.



Die Ärztin Rahel Liebeschütz geb. Plaut (1894-1993) trat 1919 als Mitarbeiterin in das Physiologische Institut der Universität Hamburg ein. 1923 habilitierte sie sich dort als erste Frau. Nach ihrer Eheschließung mit dem Historiker Hans Liebeschütz (1893-1978) wirkte sie in Hamburg als Ärztin, bis die nationalsozialistische Gewaltherrschaft ihre Tätigkeit unterband. Ihr Ehemann habilitierte sich 1929 in mittellateinischer Philologie. Auch seine Karriere vernichtete das NS-Regime. 1938 rettete sich das Ehepaar mit seinen Kindern nach England. Was die Familie dort in der Kriegs- und Nachkriegszeit erlebte und wie ihre späteren Kontakte mit ihrer Heimatstadt verliefen, berichtet die Autorin auf der Grundlage reichhaltigen Quellenmaterials aus dem Besitz der Familie Liebeschütz und Archiven. Im Anhang finden sich zwei leider sehr klein gedruckte Stammbäume der Familien Liebeschütz und Plaut sowie Listen der Publikationen des Ehepaars und Kurzbiographien der im Buch auftretenden Personen.



JÜRGEN SIELEMANN

## Das zerbrochene Hakenkreuz

In der Illustrierten Beilage zum Israelitischen Familienblatt vom 2. Januar 1925 erschien ein Artikel zur zurückliegenden Bürgerschaftswahl vom 26. Oktober 1924. Damals hatte der „Völkischsoziale Block“ vier Mandate erlangt. An der Spitze jener Vereinigung antisemitischer Gruppen stand Joseph Klant, ein Zigarrenhändler, der bereits 1922 die erste Ortsgruppe der NSDAP in Hamburg geleitet hatte.<sup>1</sup> Es ist anzunehmen, dass das Hakenkreuz auch im Wahlkampf des „Völkischsozialen Blocks“ gezeigt wurde. Von welcher demokratischen Partei das Plakat „Wählt

verfassungstreu“ stammte, verrät der folgende Artikel in der Beilage zum Israelitischen Familienblatt leider nicht.

<sup>1</sup> Ursula Büttner, Die Anfänge der NSDAP in Hamburg. In: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), Hamburg im „Dritten Reich“. Göttingen 2005, S. 31-32. – Werner Johe, Hitler in Hamburg. Hamburg 1996, S. 11. – Nachdem Hitler aus der Haft entlassen und die NSDAP neu gegründet worden war, fungierte Klant erneut als deren Vorsitzender in Hamburg.

## Ein wirkungsvolles Wahlplakat

*Die Kunst, einen anständigen und doch wirkungsvollen Wahlkampf zu führen, ist in Deutschland so gut wie unbekannt. Wenn man die ekelhaften und unflätigen Flugblätter und Zeichnungen gerade gegen uns Juden betrachtet, so möchte man an der politischen Moral des deutschen Volkes verzweifeln. Umso herzerfrischender ist es, dass aus der Schlammflut inmitten der scheußlichen Schlinggewächse auch einmal eine reine Lotosblume auftaucht, die allein durch die Kontrastwirkung einen wohltuenden und beruhigenden Einfluss auf die überhitzten und gereizten Gemüter ausübt. Ein solches ästhetisch schönes und keinen billigen Denkenden verletzendes Plakat ist auch unsere Abbildung, die zeigt, wie zwei starke Hände das Hakenkreuz zerbrechen.*



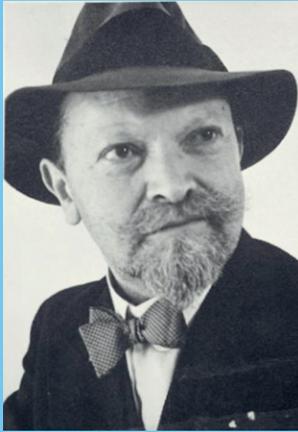
Ein Plakat aus dem letzten Wahlkampf

Aus alter und neuer Zeit. Illustrierte Beilage zu Nr. 1 des Israelitischen Familienblatts, Hamburg, vom 2.1.1925

## Inhalt

*Impressum / Editorial* 2

JÜRGEN SIELEMANN / ARTHUR CZELLITZER  
*Zum Gedenken an Arthur Czellitzer /  
 Die Gesellschaft für jüdische Familienforschung* 3



Dr. Arthur Czellitzer

JÜRGEN SIELEMANN  
*Aus dem Leben eines Hamburger  
 Konservendosenhändlers* 5

MICHAEL STUEDEMUND-HALÉVY  
*Türkische Juden in Hamburg* 13

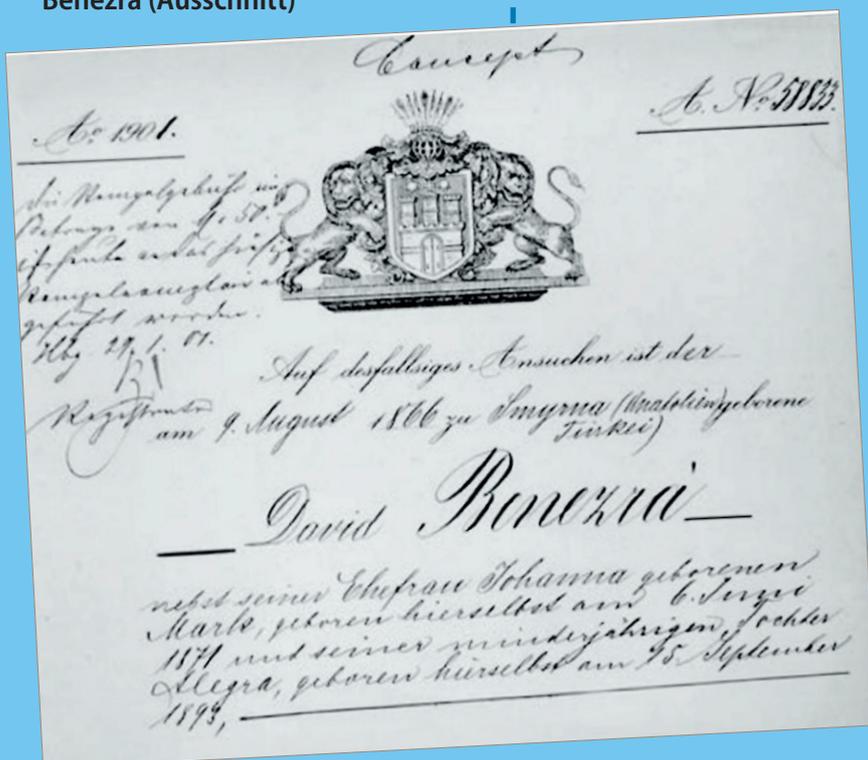
SYLVIA STECKMEST  
*Führende Modehäuser in der Hamburger Innenstadt* 19

JUTTA BRADEN  
*Eine Hundegeschichte: Fanny Hertz' Hund Mylord* 28

JÜRGEN SIELEMANN  
*Neues aus unserer Bibliothek* 33

JÜRGEN SIELEMANN  
*Das zerbrochene Hakenkreuz* 34

Einbürgerung David  
 Benezra (Ausschnitt)



Fanny Hertz